

MARGARETE TURNOWSKY-PINNER

Die zweite Generation
mitteleuropäischer
Siedler in Israel

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts*

5

Mohr Siebeck

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN DES
LEO BAECK INSTITUTE OF JEWS FROM GERMANY

DIE ZWEITE GENERATION
MITTELEUROPAISCHER SIEDLER
IN ISRAEL

von

MARGARETE TURNOWSKY-PINNER

Mit 1 Karte und 10 Abbildungen



1962

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.



Margarete Turnowsky-Pinner
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1962

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0).

Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter :
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Printed in Germany

Satz und Druck : Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen
Einband : Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen
eISBN 978-3-16-163567-0 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

Dem Andenken meines Bruders

ERNST PINNER

gestorben in Beth Jizchak am 20. August 1947

INHALT

Einleitung	1
Die Kolonisatoren – Menschen und Organisationen	2

Erster Teil: Die Mittelstandssiedlungen

A. Die erste Generation und ihr Werk	5
„Umschichtler“ – Alter und Familienstand – Probleme der Arbeit und der Einordnung – Berufserfolge – Der wirtschaftliche und gesellschaft- liche Charakter der Mittelstandssiedlungen – Die Entwicklung der Orte	
B. Die zweite Generation in den Mittelstandssiedlungen	18
Berufstätige Landwirte der zweiten Generation	19
Die „Ältesten“ – Kultur- und Gemeinschaftsleben – Berufsausübung – Die „Mittleren“ – Neubegründete Familien – Die „Mittleren“ in der Dorfgemeinschaft – Die „Jüngsten“ – Väter und Söhne	
Nicht-landwirtschaftlich Berufstätige	34
Verteilung auf Berufe – Rückkehr von Nicht-Landwirten in das Heimat- dorf	
Jugendliche in der Ausbildung	37
Berufsentscheidung – Wandel in der Berufswahl	
Kinder der zweiten und dritten Generation in den Siedlungen	43
Gleichaltrigkeit verschiedener Generationen – Die formende Kraft der Dörfer – Jugendorganisationen in den Dörfern – Stellung der Kinder zum landwirtschaftlichen Beruf	
Statistischer Überblick über die Berufstätigen der zweiten Generation in den Mittelstandssiedlungen	48

Zweiter Teil: Gruppen- und Einzelsiedler

A. Von der ersten Generation	54
Das Ausscheiden von Siedlern: Versuch eines Vergleiches zwischen Mittelstandssiedlungen und Gruppensiedlung	57

B. Die zweite Generation bei Gruppen- und Einzelsiedlern	61
Einflüsse auf die Entwicklung der Siedlerkinder – Berufsentscheidung Versuch eines Vergleichs über den Berufsweg der zweiten Generation in mitteleuropäischen und in anderen Siedlerkreisen Israels	63
C. Zwölf Dörfer und ihre mitteleuropäischen Siedler	65
Pardess Chana	66
Benjamina	72
Beer Tuwia	75
Kfar Sirkin	79
Magschimim	82
Ejn Wered	84
Jokneam	86
Schadmot-Dwora	89
Kfar Haroë	91
Ramatajim	92
Raanana	94
Moledet	95

Dritter Teil: Mitteleuropäische Einwanderer im Kibbuz

A. Von der ersten Generation	97
Überblick – Ansiedlungsformen – Drei Fragen	
B. Von der zweiten Generation im Kibbuz	107
Kibbuz-Erziehung – Säugling und Kleinkind – Das Kinderhaus – Die Kibbuzschulen – Mitarbeit der Kibbuzkinder – Aufbauklassen – Berufs- entscheidung – Die Berufswahl bestimmende Faktoren – Bewährung als Genossen im Kibbuz	
C. Vier Kibbuzim	119
Giwat Brenner	119
Kwuzat Jawne	122
Hasorea	125
Netzer-Sereni	128
Zum Abschluß	130
Wort- und Begriffserklärungen	133

GELEITWORT

Die Besiedlung von Erez-Israel erfolgte in Einwanderungswellen, deren man sechs bis zur Gründung des Staates Israel unterscheidet. Jede dieser Einwanderungsgruppen war geprägt von den kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen des Auswanderungslandes, von dem geistigen Gehalt und gesellschaftlichen Zustand der jüdischen Gemeinschaft und von den Motiven der Einwanderung.

Im Aufbau des Landes und seiner jüdischen Bevölkerung hat jede dieser Einwanderungswellen* ihren Niederschlag erzeugt und hat sich ihrerseits gewandelt im Ringen mit der neuen Wirklichkeit und im Zusammenspiel der Kräfte und Elemente, die das jüdische Volk in Israel formen. Die Verschiedenheit der mitwirkenden Einwanderungsgruppen, die sich nicht wie in anderen Ländern um eine eingewurzelte Bevölkerung und einen vorhandenen Wirtschaftskörper gruppieren konnten, die bewegenden Kräfte, die aus der Vergangenheit und aus der einzigartigen Lage des jüdischen Volkes entspringen, und der welthistorische Hintergrund einer erschütterten Welt haben einen in der Geschichte einmaligen Vorgang geschaffen, dessen Darstellung noch des Historikers harret.

Unter den Einwanderungswellen hebt sich die „fünfte Alija“, die in den Jahren 1933–1939 erfolgte, in markanter Weise ab. Von den rund 80 000 Einwanderern, die Palästina in dieser Periode aufnahm, stammten mehr als 50 000 aus dem deutschen Sprachgebiet, 80 % davon aus Deutschland. Zum erstenmal kam eine große Einwanderung aus der westlichen Welt, kamen Juden, die sich ihrem Volk assimiliert hatten, die einen hohen wirtschaftlichen und kulturellen Standard besaßen, die ohne innere und berufliche Vorberei-

* hebräisch „Alija“.

tung ins Land strömten. Der Einfluß dieser Alija war von tiefgreifender Bedeutung auf allen Gebieten der materiellen und geistigen Entwicklung der bestehenden jüdischen Ansiedlungen, deren Gesicht und innere Struktur sich am Ende dieser Periode weitgehend verändert hatten.

Während die Leistungen der 5. Alija sich auch jetzt noch in ihren wesentlichen Teilen festhalten ließen, würde es heute kaum möglich sein, das Gesamtschicksal dieser Einwanderungsschicht zu erfassen und ihre soziologische und wirtschaftliche Entwicklung darzustellen, schon deshalb, weil vier Fünftel dieser Einwanderer sich in den Städten niedergelassen haben und als Gruppe nicht mehr erfaßbar sind.

Anders ist es mit dem Teil der mitteleuropäischen Einwanderer dieser Periode, der landwirtschaftlich gesiedelt hat. Dieser Anteil beträgt etwa 15 % und entspricht damit dem Prozentsatz der landwirtschaftlichen Siedler, die im Zuge der Masseneinwanderung nach Gründung des Staates ins Land kamen. Diese Tatsache ist an sich bemerkenswert; denn während in den Jahren nach der Staatsgründung die landwirtschaftliche Ansiedlung der Einwanderer von der Regierung und der Jewish Agency mit maximalen Anstrengungen gefördert wurde, fanden die Einwanderer in den Jahren 1933 bis 1939 die zionistischen Behörden und das Land für die Ansiedlung dieser Einwanderer unvorbereitet. Insbesondere die dem Mittelstand angehörigen Einwanderer, die der 5. Alija ihr Gepräge gaben, mußten ihre eigenen Wege gehen, insoweit sie sich für den landwirtschaftlichen Beruf entschieden.

So entstanden die landsmannschaftlichen Siedlungen der 5. Alija, die die Tendenzen und Eigenarten ihrer Gründer in charakteristischer Form zum Ausdruck brachten. Das aus der Not der Zeit geborene Experiment dieser Siedlungen, das in der Kolonisationsgeschichte wohl kaum seinesgleichen hat, ist über alle Erwartungen hinaus gelungen, so daß die Kolonien 10–15 Jahre nach ihrer Gründung imstande waren, Schicksalsgenossen aus anderen Ländern aufzunehmen und ihre Siedlerzahl dadurch zu verdoppeln.

Diese Einwanderungsgruppen bieten die Möglichkeit soziologi-

scher Untersuchung, da sie bis heute ihre Identität mehr oder weniger gewahrt haben und die Menschen seit 20–25 Jahren im bäuerlichen Beruf verblieben sind, der auch die Familie enger zusammenschließt als das Leben in der Stadt.

Es ist dankenswert, daß das *Leo Baeck Institute* es der Verfasserin ermöglicht hat, den *Werdegang der zweiten Generation* der landwirtschaftlichen Siedler aus Mitteleuropa zu untersuchen.

Frau Dr. M. Turnowsky-Pinner blickt auf eine lebenslange Erfahrung auf dem Felde des Sozialwesens zurück. Sie begann im Jahre 1919 mit der Betreuung ostjüdischer Einwanderer im „Jüdischen Arbeitsamt“, Berlin, und war dann praktisch und wissenschaftlich mit mannigfachen Sozialfragen befaßt, bis ihr durch die Einwanderung nach Palästina im Jahre 1933 ein fruchtbares Neuland erschlossen wurde. Die dynamische Entwicklung des Landes konfrontierte sie mit stets neuen Problemen in allen Schichten der Bevölkerung. Als soziologische Publizistin von Rang hat sie durch realistisch-uvoreingenommene Analyse, bei stets konstruktiver Einstellung, die von warmer Humanität getragen ist, und durch das freimütige Aufzeigen von Mißständen eine weitreichende Wirkung im Bereich der Sozialpflege ausgeübt.

Bei der vorliegenden Arbeit bestand die Schwierigkeit, daß keine zusammenfassende Darstellung neueren Datums über die Siedlungen der mitteleuropäischen Einwanderer veröffentlicht ist. So mußten nicht nur die meisten Unterlagen in mühseliger Kleinarbeit zusammengetragen werden; es ergab sich auch die Notwendigkeit, *das Werk der ersten Siedlergenerationen* zu skizzieren, obwohl diese Schilderung den Rahmen des eigentlichen Themas überschreitet. Doch die Kenntnis dieses Hintergrundes ist Voraussetzung, um die Situation der zweiten Generation zu verstehen, zumindest für den nicht-israelischen Leser. Aber auch im Lande sind die Umstände und Tatsachen der hier behandelten Siedlungen nur einem kleinen Kreise bekannt, und die in der Arbeit gegebene Information ist sonst kaum zugänglich.

War die Mittelstandssiedlung der 5. Alija eine Erscheinung eigener

Art, was sich auch in der 2. Generation dieser Siedler widerspiegelt, so sind die Kinder mitteleuropäischer Menschen, die in die Kibbuzim* gegangen sind, in ihrem Werdegang und ihren Tendenzen von der allgemeinen Kibbuzjugend nicht wesentlich verschieden, was eine an sich wichtige Tatsache darstellt. Aber gerade deshalb dürfte die Untersuchung über die junge Generation dieser nur in Israel entwickelten Gesellschaftsform für weite Kreise von Interesse sein.

Bei soziologischen Studien über das Verhalten von Einwanderern ist die Entwicklung der zweiten Generation besonders aufschlußreich, und ihre Erforschung hat eminent praktische, sozialpolitische Bedeutung. Für den Staat Israel gehört die Integrierung der verschiedenen Einwandererschichten in den Volkskörper und die Überführung in neue Berufe zu den vornehmsten Aufgaben, wobei die Landwirtschaft seit Beginn des zionistischen Kolonisationswerks bis in die jüngste Zeit praktisch und ideologisch Vorrang besaß. Die vorliegende Arbeit hat daher, trotz ihrer Begrenzung auf eine relativ kleine Schicht, allgemeine Bedeutung und sollte den Anstoß zu ähnlichen Untersuchungen anderer Gruppen geben.

Ludwig Pinner

Leiter der Abteilung für Mittelstandsansiedlung
der
Jewish Agency in Israel

* Kollektivsiedlungen.

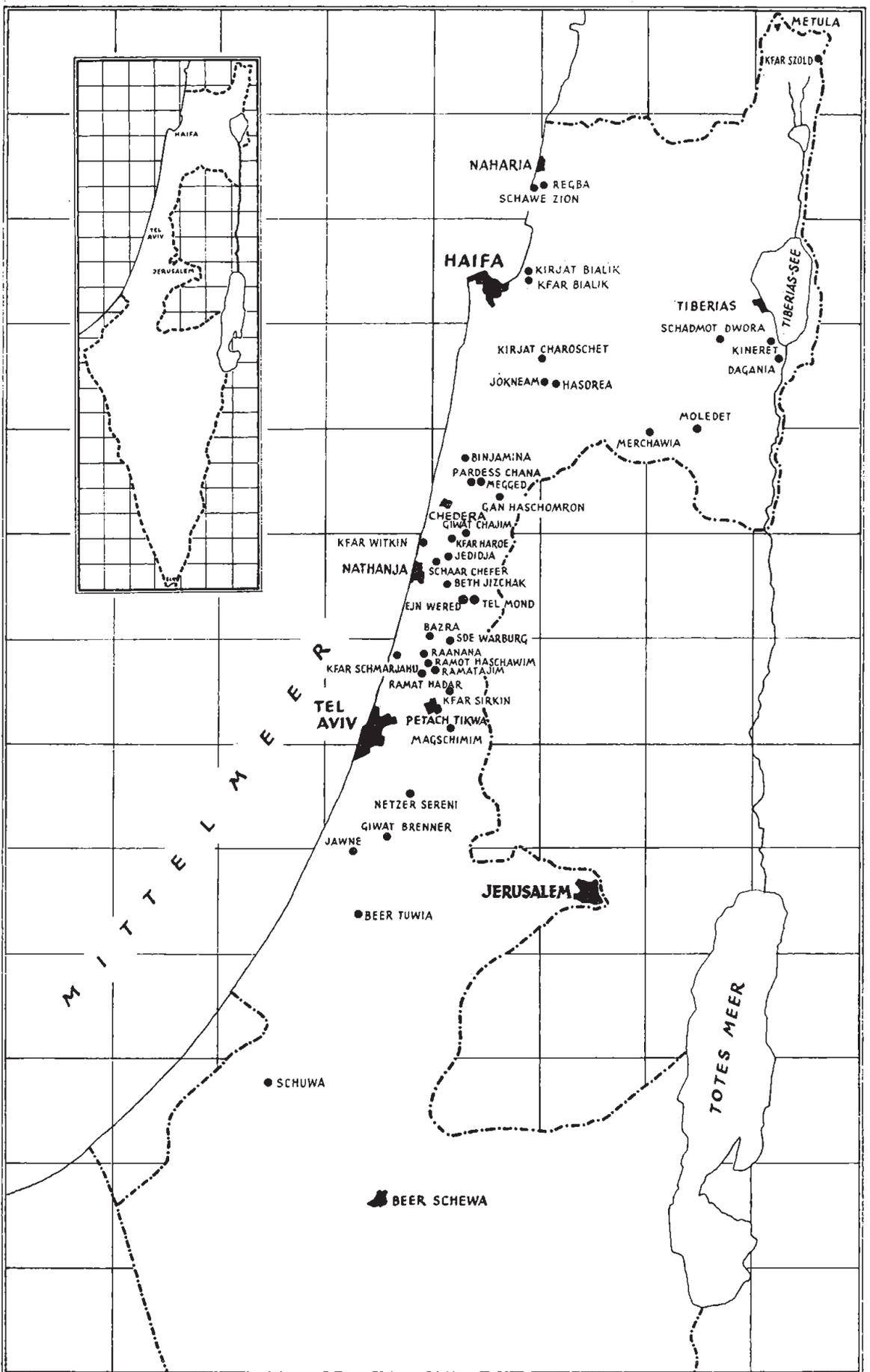
VORWORT

Das *Leo Baeck Institute* hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der mitteleuropäischen Judenheit von der Emanzipation bis zur Vernichtung durch den Nationalsozialismus zu erforschen und darzustellen.

Die folgende Studie geht über diese Zielsetzung hinaus. Sie schildert den Neuaufbau des Lebens einer Gruppe von Juden, die in den ersten Jahren der Verfolgungszeit nach Israel resp. Palästina auswanderten und den landwirtschaftlichen Beruf ergriffen, und sie untersucht, inwieweit die zweite Generation das von den Eltern unter schweren Opfern Geschaffene zu erhalten und fortzuführen bereit ist. Ich danke dem Leo Baeck Institute und seinen Leitern, daß sie mir die Durchführung dieser Arbeit ermöglichten, und ich danke den führenden Persönlichkeiten und allen Siedlern, die mir durch ihren Rat und durch Auskünfte behilflich waren.

Tel Aviv, April 1961

Margarete Turnowsky-Pinner



Karte der erwähnten Siedlungen

EINLEITUNG

Diese Arbeit handelt von städtischen Juden Mitteleuropas, die in der Periode der Nazi-Verfolgungen landwirtschaftliche Siedler in Erez Israel wurden.

Die beiden ersten Teile der Arbeit sprechen von Einzelsiedlern, der dritte Teil von Mitgliedern der Kollektivsiedlungen. Dabei galt unser zentrales Interesse dem Werdegang und der Berufsentscheidung der zweiten Generation dieser Siedlergruppe.

Von Wesen und Leistung der landwirtschaftlichen Kollektive in Israel, der Kwuzoth und Kibbuzim, weiß man in der Welt. Dagegen ist der Übergang von etwa 1500 Familien aus dem gehobenen Mittelstand des deutschen, österreichischen und tschechischen Judentums in die private Landwirtschaft des Landes bisher nur wenig bekannt geworden.

Die Siedler dieser Gruppe wählten als Siedlungsform die individuelle Wirtschaft, die sie selbst bearbeiten, und in der sie das Kapital, das sie bei der Auswanderung retten konnten, vollständig investierten. Es ist üblich, sie als „mittelständische Siedler“ zu bezeichnen. Viele von ihnen gingen als einzelne in bereits bestehende Dörfer, in denen Bauernhöfe zu erwerben waren. Andere wurden bestehenden Siedlungen als Gruppen durch öffentliche Ansiedlungsgesellschaften eingefügt. Etwa die Hälfte aber entschloß sich zur Neugründung von Dörfern, den „Mittelstandssiedlungen“.

Da sich das Bild dieser Siedler in den von ihnen selbst begründeten Dörfern am deutlichsten darstellt, wandte sich unsere Untersuchung zunächst ausschließlich den Mittelstandssiedlungen zu. Doch gilt das in den ihnen gewidmeten Abschnitten über die „Umschichtler“

Gesagte auch für die mitteleuropäischen Siedler anderer Dörfer, und die Entwicklung der zweiten Generation zeigt, bei gewissen Abweichungen, die gleichen Züge.

Die in dieser Studie genannten Zahlen bezeichnen den Stand zur Zeit unserer Erhebungen, August 1957 bis April 1958. Sie beruhen auf Angaben der am besten orientierten Siedler des mitteleuropäischen Kreises, ohne deren große Bereitwilligkeit bei der Beschaffung des Materials die Arbeit nicht hätte durchgeführt werden können.

Die Kolonisatoren – Menschen und Organisationen

Die Einwanderer aus Deutschland, die nach 1933 ins Land kamen, waren weit mehr auf ihre eigene Initiative angewiesen als die Angehörigen anderer Einwanderungswellen, die in Palästina eine größere Anzahl von Freunden, Verwandten und Bekannten aus ihren Heimatorten oder doch aus ihrer Landsmannschaft als Helfer und Wegweiser vorfanden.

Das Bindeglied der gemeinsamen Vergangenheit mit schon im Lande eingeordneten fehlte den Mitteleuropäern zumeist. Das kulturelle und gesellschaftliche Milieu, die Atmosphäre, die die Einwanderer vom Tage ihrer Ankunft an umgab, war ungewohnt und in jeder Beziehung neuartig. Doch erleichterten zwei Faktoren diese Situation: die Hilfsbereitschaft der kleinen, aber hochqualifizierten Gruppe deutscher Zionisten, die bereits vor 1933 ins Land gekommen waren, und der Sinn für organisatorischen Zusammenschluß und Selbsthilfe, den die neuen Einwanderer besaßen. Beide Faktoren waren von besonderer Bedeutung für den Übergang in die Landwirtschaft, einen Beruf, der die höchsten Anforderungen stellte, und für den die meisten der Neuankömmlinge keinerlei Erfahrung mitbrachten.

Unter den Wegbereitern und Kolonisatoren, die ihnen zur Seite standen, ist an erster Stelle Dr. *Arthur Rupp* (1876–1943) zu nennen, der 1908 zum Leiter des Palästinaamtes in Jaffa berufen



Abb. 1: Arthur Rupp (1876–1943)



Abb. 2: Georg Landauer (1895–1954)

worden war und zum „Vater“ des zionistischen landwirtschaftlichen Kolonisationswerkes in all seinen Zweigen wurde. Sein umfassendes Wissen, seine Erfahrung und Hilfsbereitschaft förderten die Neuankömmlinge, die an dem Werk weiterbauten, dessen Grundlage er gelegt hatte. Er übernahm, zusammen mit Dr. *Chajim Weizmann*, den Vorsitz des 1933 bei der Jewish Agency gegründeten „Central Bureau for the Settlement of German Jews“ (genannt „*Deutsche Abteilung*“), dessen Initiator und Geschäftsführer Dr. *Georg Landauer* (1895–1954) war. Dieser war 1926 nach Palästina gekommen und stand viele Jahre an verantwortlicher Stelle der jüdischen Selbstverwaltung. Das von ihm geleitete Amt wurde zum vorausschauenden Planer, zum Träger, Berater und Helfer für die Einordnung der Juden aus Deutschland in all ihren Berufszweigen. Die besondere Sorge Landauers aber galt stets der landwirtschaftlichen Kolonisation.

Die 1934 von der „Deutschen Abteilung“ gegründete Gesellschaft für Mittelstandskolonisation, die „Rural and Suburban Settlement Company“ (RASSCO) unter ihren Direktoren Dr. *Abraham Landsberg*, Dr. *Herbert Foerder* und *Siegfried Hirsch* entwickelte sich zur zentralen Siedlungsgesellschaft der Mittelstandskolonisation.

Die Überführung mittelständischer Elemente in die Landwirtschaft, die Gründung und der Aufbau geschlossener Mittelstandsiedlungen mit ihren eigenen menschlichen und fachlichen Problemen, erforderte die aktive dauernde Mitarbeit führender deutscher Zionisten mit Landeskenntnis und langer Berufserfahrung. Sie mußten besonderes Verständnis für die Eigenart, die gesellschaftliche, berufliche und altersmäßige Zusammensetzung dieses Kreises besitzen.

Den zentralen Platz in dieser Arbeit nahm Dr. *Ludwig Pinner* ein, der – von Beruf Agronom und seit 1921 im Lande kolonisationsmäßig tätig – gemeinsam mit Dr. *Schlomo Krolik* im Rahmen der Hitachduth Olej Germania (*HOG*), der ersten landsmannschaftlichen Selbsthilfeorganisation Palästinas, eine spezielle landwirtschaftliche Abteilung aufbaute: Siedlungsanwärter wurden hier beraten, vorgeschlagene Projekte wurden geprüft, geeignete Sied-

lungsmöglichkeiten nachgewiesen, Siedlergruppen zusammengestellt, und man half – gemeinsam mit der „Deutschen Abteilung“ – durch Kreditbeschaffung bei der Finanzierung der Ansiedlung. Auf Grund seiner großen Erfahrungen auf dem Gebiete der mittelständischen Ansiedlung wurde Dr. *Pinner* vom 20. Zionistenkongreß im Jahre 1938 mit der Leitung der neubegründeten „Abteilung für Mittelstandskolonisation bei der Jewish Agency“ betraut. In diesem Amt hat er entscheidenden Einfluß auf die Neugründungen und auf die Entwicklung der gesamten Mittelstandssiedlung ausgeübt.

Diese Darstellung wäre unvollständig, würde man nicht noch einige private Initiatoren und Organisatoren erwähnen, die Bedeutendes für die mittelständische Kolonisation geleistet haben: Dr. *Wilhelm Bruenn* (1884–1949) war vor dem ersten Weltkrieg eingewandert, wirkte als Arzt, Landwirt und Kolonisor und machte sich um die Sanierung des malariaverseuchten Gebietes von Chedera verdient. Er begründete, gemeinsam mit Dr. *Ludwig Pinner*, im Jahre 1925 die „Jaffa-Plantation Ltd.“. Diese Siedlungsgesellschaft erwarb aus arabischem Latifundien-Besitz Ödflächen in der Nähe des heutigen Pardess-Chana, parzellierte den Boden, verkaufte die Parzellen an Zionisten aus Deutschland, bohrte Brunnen, pflanzte für die Käufer Zitrusgärten und schuf so die Grundlage für die Mittelstandssiedlung Meged. – *Erich Moses* (1896–1944), selbst seit seiner Einwanderung im Jahre 1926 Landwirt und Mitbegründer der Siedlung Ramatajim, entwarf – den Zusammenbruch des deutschen Judentums voraussehend – den Siedlungsplan für Ramot Haschawim, der sich auf Ideen von *Davis Trietsch* (1870–1935) stützte. Er warb im Jahre 1932 die erste Siedlergruppe unter den Zionisten in Deutschland und fand als erster eine Siedlungsform, die älteren Menschen aus Großstädten den Übergang zur Landwirtschaft ermöglichte. – Ingenieur *Joseph Loewy* (1885–1949) war eine dynamische, phantasievolle Persönlichkeit, ein echter Kolonisor; ihm ist – außer seinen großen Verdiensten um Erwerb und Erschließung der Haifa-Bay – die Gründung von Naharia zu danken.

ERSTER TEIL
DIE MITTELSTANDSSIEDLUNGEN

A. DIE ERSTE GENERATION UND IHR WERK

„Umschichtler“

Von den mittelständischen Einwanderern, die sich in den dreißiger Jahren in Palästina ansiedelten, waren nur ganz wenige vor der Einwanderung landwirtschaftlich tätig gewesen. 90–95 % der Siedler waren „Umschichtler“, überwiegend frühere Kaufleute und Akademiker. In einigen Orten bildeten Akademiker ein Drittel bis zur Hälfte der gesamten Siedlerschaft. So waren unter den ersten 19 Siedlern von Kfar Bialik 8 und von den 70 Siedlern, die bis 1939 nach Ramot Haschawim gingen, 35 Akademiker (unter ihnen 20 Ärzte, 9 Anwälte und 3 Apotheker).

Was führte diese städtischen Menschen zur Landwirtschaft? Daß Landwirtschaft ein schwerer Beruf ist, war allen klar. Sie wußten auch, daß eine kleine Wirtschaft in Palästina nicht zum Reichtum führen kann – obwohl kaum einer unter ihnen mit völliger Klarheit das Leben übersah, das er für sich und seine Familie wählte.

Es wäre falsch anzunehmen, daß diese Neusiedler unter dem Einfluß einer Gruppensuggestion handelten, die viele Mitglieder von Jugendbünden zum Übergang in die Landwirtschaft veranlaßte. Charakteristisch für diese mittelständischen Siedler war gerade ein ausgesprochener Individualismus, den ihr früherer Beruf, ihr Alter, die in der Notzeit vertiefte Verbindung mit Frau und Kindern

erzeugt hatten. Sie gingen nicht, wie die meisten jungen Menschen, in geschlossenen Gruppen in ihre Dörfer. Zwar wählte in Ramot Haschawim ein kleines Komitee unter vielen Anwärtern diejenigen aus, die ideologisch und in ihrer Lebenshaltung übereinstimmten, und in Schawej Zion bildet der Kreis der „Rexinger“, die aus dem kleinen schwäbischen Dorf Rexingen stammten, den Kern der Siedlerschaft, aber sonst waren es überall einzelne, die sich als Siedler zusammenfanden, bzw. von den Ansiedlungsstellen zusammengestellt wurden. Es waren Menschen aus verschiedenen Landesteilen, verschiedenen Lebenskreisen, mit verschiedener Weltanschauung – religiös Traditionelle, Liberale und Atheisten, Zionisten und Nichtzionisten, Sozialisten und Bürgerliche. Das einzige Bindeglied zwischen ihnen war: das von allen erlebte Schicksal der Zerstörung des deutschen Judentums und ihr Entschluß zu siedeln.

Die Siedler bildeten unter all denen, die gleichzeitig einwanderten und aus ähnlichen Verhältnissen stammten, nie mehr als 10–15 % der Gesamtzahl. Warum gingen gerade sie nicht in die Städte? Warum nahmen sie nach der Auswanderung in ein Land geringerer Zivilisation und fremden Klimas die weitere Erschütterung eines grundlegenden Berufswechsels auf sich?

Bei vielen von ihnen machte sich der Einfluß ihrer früheren zionistischen Erziehung geltend. Sie hatten in ihrer Jugend den Gedanken vom heimkehrenden Volk und der „Erlösung des Bodens“ aufgenommen. Einige wenige ihrer Altersgenossen hatten bereits früher damit Ernst gemacht und waren Landwirte in Palästina geworden. Sie selbst waren in europäischen Städten geblieben, gingen dort ihren bürgerlichen Berufen nach, begründeten Familien. Etwas von der früher geweckten Sehnsucht aber blieb in ihnen wach, die Mahnung an ein unerfülltes Versprechen beunruhigte sie. Als der nationalsozialistische Umsturz ihnen die Grundlage ihrer Existenz entzog, erwachte die verschüttete Sehnsucht wieder in ihnen. –

Mit zionistischen Gedanken verbanden sich oft sozialistische: das Ideal des selbst produzierenden Menschen, der Gemeinschaft Gleichwerteter, der gegenseitigen Hilfe. Nirgends schien es mög-

lich, sich bei Beibehaltung einer individuellen Lebensform der Verwirklichung dieser Ideen mehr anzunähern als in einem Dorf selbstarbeitender Siedler.

Diese Gedanken führten auch frühere Nicht-Zionisten zur Siedlung. Als sie begriffen, daß das deutsche Volk, dem sie sich zugehörig fühlten, sie ausstieß, gab es für solche Menschen nur die eine Entscheidung, ganz Jude zu sein. Das hieß für die Besten, nicht nur nach Palästina zu gehen, sondern dort mit aller Kraft an der Schaffung einer neuen Gesellschaft mitzuwirken: Bauer zu werden.

Nicht alle jedoch, die sich zur landwirtschaftlichen Siedlung entschlossen, waren, bewußt oder unbewußt, von ideologischen Erwägungen bestimmt. In manchen wirkten Jugenderinnerungen nach, Kindheitserlebnisse und Kinderwünsche.

Oft waren es auch ganz realistische Überlegungen, die sie bestimmten. Die städtische Wirtschaft war in Palästina damals noch wenig entwickelt, die akademischen Berufe waren überfüllt. Was sollte der frühere Referendar oder Anwalt, der ehemalige Staats- oder Kommunalbeamte, der Bankdirektor oder Großkaufmann mit dem kleinen Kapital, das er mitbringen konnte, ohne Sprachkenntnisse, mit seiner deutschen Erziehung in dem orientalischen Lande beginnen? Er, der „Jecke“, der *Jehudi K'scheh Hawana* (Jude von langsamem Begreifen), geachtet als Träger einer verfeinerten Kultur, aber auch in seiner pedantischen Korrektheit belächelt und oft von Geschickteren ausgenutzt? Sollte er, wie viele vor ihm, dafür dankbar sein, wenn ein Freund ihm einen kleinen Büroposten verschaffte, den ein Fünfzehnjähriger ebenso gut oder besser ausfüllte weil dieser Hebräisch konnte, während er mühsam ein paar Brocken davon erlernt hatte? Oder sollte er seine Frau als Hausgehilfin arbeiten lassen, um ein Minimum für den Lebensunterhalt zu verdienen? Oder sollte er sich in die Armee der „königlichen Hausierer“ einreihen, die besser gestellten Freunden Wein, Zigarren oder Schokolade ins Haus brachten? – Besser war es, aufs Land zu gehen, die schwere, ungewohnte Arbeit zu versuchen und sich einem Kreis Gleichstrebender zugehörig zu wissen, frei zu sein, Herr seiner selbst.

Ein hartes Leben erwartete ihn, aber ein geachtetes. Ein winzig kleiner Besitz würde sein eigen sein, aber – dies hatte die Inflation der zwanziger Jahre in Deutschland ihn gelehrt – ein nicht ganz ungesicherter.

Alter und Familienstand

Wie alt waren die Umschichtler beim Siedlungsbeginn? – Eine von *L. Pinner*¹ im Jahre 1938 durchgeführte Enquête errechnete das Durchschnittsalter für alle bis dahin in Mittelstandsdörfer gegangenen Siedler. Es betrug z. B. in Ramot Haschawim 41 Jahre und in Naharia 37 Jahre.

Die Berechnung eines Durchschnittes kann jedoch nur ein ungenaues Bild geben, weil ein zufällig mitangesiedelter Einundzwanzigjähriger bei der kleinen Siedlerzahl der Anfangsjahre das Durchschnittsalter stark herabdrückt und die Mitansiedlung eines Fünf- undsechzigjährigen es stark erhöht. Deutlicher wird das Bild, wenn wir erfahren, daß z. B. unter den 19 Siedlern, die 1934 nach Gan Haschomron gingen, 3 jünger als dreißig, 6 älter als fünfzig Jahre waren, und daß von 69 Anfangssiedlern in Beth Jizchak nur 4 unter dreißig, aber 23 mehr als fünfzig Jahre alt waren. Das Durchschnittsalter der Frauen lag meist 5 bis 6 Jahre unter dem der Männer – entsprechend dem Brauch in deutsch-jüdischen bürgerlichen Kreisen, in denen Männer erst nach Festigung ihrer wirtschaftlichen Existenz, also mit 27 bis 30 Jahren, Mädchen aber im Alter zwischen 21 und 25 Jahren zu heiraten pflegten.

Mit wenigen Ausnahmen waren die Siedler, die in Mittelstandsdörfer gingen, verheiratet. Die kleine Wirtschaft verlangt das Zusammenwirken von Mann und Frau. Die organisierenden Stellen nahmen nur dann Alleinstehende auf, wenn ihre baldige Verheiratung zu erwarten war, oder wenn im Hause lebende Verwandte die Ehefrau ersetzen konnten.

¹ *L. Pinner*, Ansiedlung von 675 Familien aus Deutschland in Einzelwirtschaften. Hitachdut Olej Germania (1938).

Selbstverständlich waren bei der erwähnten Alters-Gruppierung und bei dem Familienstand der Siedler auch Kinder mit eingewandert. Oft erfolgte die Ansiedlung der mehr als 50jährigen Siedler nur darum, weil Aussicht bestand, daß ein erwachsener oder halberwachsener Sohn sofort oder doch in absehbarer Zeit die schwerste Landarbeit übernehmen würde. Die Spätehe aber bewirkte, daß die weitaus meisten der mitgebrachten Kinder noch im Vorschul- oder Volksschulalter waren. Die unter bürgerlichen deutschen Juden übliche Beschränkung der Kinderzahl machte ihre Gesamtzahl klein. So errechnete die zitierte Enquête im Jahre 1938 für 94 Familien in Naharia 94 Kinder, für 60 Familien in Ramot Haschawim 68 Kinder und für die 24 Vollsiedler-Familien in Sdeh Warburg 22 Kinder – also im Durchschnitt ein Kind pro Familie.

In den ersten schweren Jahren nach der Ansiedlung vermieden die Familien weitmöglichst Geburten. Ein Anstieg der Geburtenzahl begann erst, als die Wirtschaften sich gefestigt hatten. Die Folge ist, daß die nach der Einwanderung geborenen Kinder heute noch fast alle im Entwicklungsalter sind.

Probleme der Arbeit und der Einordnung

Die landfremden, berufsfremden, nicht mehr jungen Umschichtler kamen in den neugegründeten Mittelstandsdörfern auf Brachland und in Ödflächen. An manchen Orten arbeiteten die Ansiedlungsstellen vor und einige der mittelständischen Siedler hatten vor der Ansetzung in einem der bestehenden palästinensischen Dörfer eine landwirtschaftliche Lehre durch Mitarbeit bei einem Bauern – eine „Hachscharah“ – durchgemacht. Aber im allgemeinen begann das Arbeitstraining mit der Mitarbeit am Bau der ersten Häuser, beim Wegebau, bei der Anlage von Abzugskanälen, und die landwirtschaftliche Ausbildung erfolgte unter Anleitung von Instruktoren in der eigenen Wirtschaft.

Die Araber-Unruhen, die bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges dauerten, und später der Weltkrieg zu einem Zeitpunkt, in dem das Siedlungswerk noch in seinen Anfängen stand, wurden zu

einer weiteren Belastung und Bedrohung für die Siedler. Besonders Orte wie Schawej Zion und Naharia, die Enklaven in einem rein arabischen Gebiet bildeten, waren schwer gefährdet. Aber auch in anderen Dörfern mußten die Männer, nach schweren Arbeitstagen in Feldern und Stallungen, in jeder zweiten oder dritten Nacht viele Stunden mit der Waffe in der Hand Wachdienst leisten.

In der Rückschau erscheint so das Siedlerwerk der mitteleuropäischen Umschichtler als eine heroische Tat. Weder die neuen Siedler selbst noch ihre Umwelt, der „Jischuw“, empfand es so. Soweit er überhaupt etwas von den Dörfern wußte – bekannt war nur das „Kikerikidorf“ Ramot Haschawim – hatte er wenig Vertrauen zum Erfolg der „alten Jecken“, die sich in der Landwirtschaft versuchten, die als Domäne junger Pioniere galt.

Auch die Lebensgewohnheiten dieser Siedler waren und blieben den Alteingesessenen fremd. Die deutsche Sprache, die lange die Sprache dieser Dörfer blieb, trotz allen Anstrengungen der Siedler, das Hebräische zu erlernen – schwersten Anstrengungen, oft erkaufte mit den letzten Stunden, die ihnen für Ruhe und Entspannung blieben – isolierte sie.

Fremd war dem Jischuw auch die Lebenshaltung der Neuen, selbst dann noch, als die Wirtschaft die Mittelstandssiedler zwang, sich in den Arbeitsstunden auf das einfachste zu kleiden, so daß frühere Großkaufleute, Bankdirektoren und Rechtsanwälte mit ihren Schirmmützen und Khakihosen und die früher sehr gepflegten Frauen mit Kopftüchern über braungebrannten Gesichtern, mit verarbeiteten Händen, in grobem Arbeitsschuhwerk und Leinenhosen nicht anders als alle Landarbeiter im Lande aussahen.

In den ersten Dörfern hatte jeder Siedler sein Haus nach eigenem Geschmack und Bedürfnis erbauen lassen. Oft waren diese Häuser für die engen ländlichen Verhältnisse viel zu groß, „um die mitgebrachten Möbel herumgebaut“, so daß sie einen unverhältnismäßig großen Teil des kleinen Siedlungskapitals verschlangen. In den späteren Mittelstandssiedlungen führte die mittelständische Ansiedlungsgesellschaft RASSCO ein Standard-Haus ein, das 2 kleine

Zimmer und einen Wohnküchen-Vorraum umfaßte, sehr ähnlich den Wohnhäusern der alten Arbeitersiedlungen den Moschwej Owdim. Aber auch die äußere Angleichung minderte kaum die Fremdheit. Denn diese Generation der Umschichtler hatte andersartige Assoziationen, ein anderes Stilgefühl, einen anderen literarischen Geschmack, sogar wenn sie – was wenige taten – begannen, hebräische Bücher zu lesen. Dabei wünschten die alten Zionisten unter ihnen nichts sehnlicher, als Teil des Volksganzen zu sein. „Wir möchten so gern in den Jischuw rein“ lautete der Refrain eines damals entstandenen Couplets, das selbstverspottend die Wahrheit aussprach.

Manche unter diesen deutschen Juden begannen, sich selbst mit den Augen der anderen zu sehen. Sie wurden irre an ihrem eigenen Werte. Waren sie nicht wirklich „nur wegen Hitler“ ins Land gekommen? Waren die Pioniere der ersten, zweiten und dritten Alija ihnen nicht an seelischen Werten überlegen, und war der Kibbuz dem kooperativen Dorf als soziale Form nicht vorzuziehen? – Dieses „Minderwertigkeitsgefühl“ hat sich, wie wir später sehen werden, in der Erziehung der Kinder ausgewirkt.

Berufserfolge

Seit der Begründung der letzten mitteleuropäischen Mittelstandsiedlung, Schaar Hefer, sind 20 Jahre, seit der von Ramot Haschawim schon 27 Jahre vergangen. Allmählich milderten sich die großen Schwierigkeiten der Anfangsjahre. Der verödete Boden, auf dem die ersten Felder angelegt waren, wurde durch die Mühe von Jahren fruchtbar. Wassermangel wurde überwunden, zu hohes Grundwasser abgeleitet. Die unsicheren Versuche in der Arbeit wichen einem Verständnis für die eigene Wirtschaft, für die Landarbeit überhaupt und für das Dorf mit seiner wirtschaftlichen und kommunalen Organisation. Erfahrungen wurden gesammelt, oft teuer mit Kapitalverlusten und Überanstrengung bezahlt; aber schließlich führten sie zu Fortschritten.

Die Hilfsstellung der mittelständischen Ansiedlungsabteilung der

Jewish Agency, kooperative Regelung von Einkauf, Ordnung des Kreditwesens und der Vermarktung gaben dem einzelnen Halt. Die landwirtschaftliche Konjunktur der Kriegszeit förderte die Entwicklung. Ständiger Erfahrungsaustausch in dörflichen Fachkommissionen, Lektüre von inländischer und ausländischer Fachliteratur, Kurse, Aussprachen mit Sachverständigen, Verwertung der Ergebnisse von wissenschaftlichen Versuchen der landwirtschaftlichen Versuchsstationen – all dies führte dazu, daß viele dieser Umschichtler gute Landwirte wurden. Denn Landwirtschaft verlangt in der heutigen Welt und unter den besonderen Bedingungen Israels in mindestens gleichem Grade gedankliche wie physische Arbeit. Dies erkannten die Neusiedler nach wenigen Jahren.

Nicht alle, die sich zum Siedeln entschlossen, blieben bei der Landwirtschaft. Etwa ein Viertel ist ausgeschieden. Nicht wenige mußten die Landarbeit wegen körperlicher Leiden aufgeben. Andere verließen die Wirtschaft in Krisenzeiten, von denen kaum ein Zweig der Landwirtschaft verschont blieb. Zum Durchhalten entschlossene Landwirte in gut organisierten Orten überdauerten diese Krisen, andere wechselten die Art der Bewirtschaftung, und viele versuchten die zu geringen Einnahmen durch Nebenarbeit zu ergänzen. Doch ein Teil der Siedler gab die Wirtschaften auf. Der „Ausfall“ in den einzelnen Orten ist verschieden hoch, in manchen – wie Ramot Haschawim, Beth Jizschak, Schaar Hefer – gering, in anderen groß.

26 Siedler der Mittelstandsdörfer haben sich, alt geworden, in ihren Dörfern zur Ruhe gesetzt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß diese Zahl rasch wachsen wird. Mehr als 60 der Umschichtler, die den Weg ins Dorf wagten, leben nicht mehr. Ob die schwere, ungewohnte Arbeit, die sie auf sich nahmen, ihre Lebensdauer verkürzt hat – wer kann dies entscheiden?

*Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Charakter der
Mittelstandssiedlungen*

Wir verzichten darauf, hier Wesen und Entwicklung dieser Orte im einzelnen zu beschreiben. Die folgenden Abschnitte versuchen nur, die all diesen Dörfern gemeinsamen Wesenszüge aufzuzeigen und sie in dem, was sie unterscheidet, unter verschiedenen Gesichtspunkten in Gruppen zu ordnen.

Die folgende Liste enthält die Namen und Gründungsjahre der hier behandelten Mittelstandssiedlungen. Dabei rechnen wir Kfar Jedidja als eine nah verwandte, mit Hilfe der „Deutschen Abteilung“ entstandene Siedlung hier zu den Mittelstandssiedlungen, obwohl es organisatorisch zu den Arbeiterdörfern gehört.

Name des Ortes	Gründungsjahr
Ramot Haschawim	1933
Gan Haschomron	1934
Meged	1934
Naharia	1934
Kfar Bialik	1934
Kfar Jedidja	1934
Kfar Schmarjahu	1936
Sdeh Warburg	1938
Schawej Zion	1938
Ramat Hadar	1938
Beth Jizchak	1939
Schaar Hefer	1940
Nira	1941

Diese 13 Siedlungen umfaßten zur Zeit ihrer Gründung ca. 1900 Seelen.

In all diesen Mittelstandssiedlungen investierten die Siedler eigenes Kapital in ihrer Wirtschaft. Die Höhe der eingebrachten Summen war verschieden. Die durchschnittliche Kapital-Investition in Naharia und in Gan Haschomron war z. B. LP 1700.—, in Kfar Schmarjahu LP 1500.—, in Ramot Haschawim LP 1440.—, in Schawej Zion LP 850.—, in Kfar Jedidja LP 600.—. Das einge-

brachte Kapital der später begründeten Siedlungen lag im allgemeinen zwischen LP 750.– und LP 1000.–. Diese Summen mußten fast überall durch Darlehen aus öffentlichen Fonds ergänzt werden, bildeten aber die Grundlage der Ansiedlung.

Dies unterscheidet die Mittelstandssiedlungen von den Arbeiterdörfern (Moschwej Owdim), die ganz aus öffentlichen Mitteln finanziert wurden. Die meisten Mittelstandssiedlungen gleichen ihnen sonst in der Art der Bodenzuteilung, im Bau von Standard-Häusern, in der Ordnung des Einkaufs und des Absatzes, besonders aber auch durch das Prinzip der Eigenarbeit, das in den Mittelstandssiedlungen zwar nie zwangsmäßig eingeführt, aber de facto verwirklicht wurde.

Gemeinsam ist den hier behandelten Dörfern auch die Zusammenstellung der Siedler auf landsmannschaftlicher Grundlage. In 11 von den 13 Orten gingen (mit wenigen Ausnahmen) Einwanderer aus Deutschland, denen sich später andere westeuropäische Einwanderer, z. B. Holländer, anschlossen. Die Dörfer Schaar Hefer und Nira nahmen dem deutschen Kulturkreis angehörende Einwanderer aus der Tschechoslowakei auf. Diese Gruppierung nach Landsmannschaften erwies sich für die Entwicklung neuer Siedlungen als förderlich und ist inzwischen bei der Einordnung der Masseneinwanderung nach dem Jahre 1949 vielfach nachgeahmt worden.

Gemeinsam ist allen Orten ferner ein stark ausgebildetes Kooperativwesen, das in den alten Dörfern der privaten Kolonisation unbekannt war. Es bildet die Grundlage ihres Wirtschaftslebens und wurde für das Gelingen des Siedlungswerkes entscheidend wichtig. Beim Aufbau und Ausbau der mittelständischen Kooperativen, die erheblichen Gemeinbesitz in ihrer Hand konzentrierten und alle Funktionen des Einkaufs und der Vermarktung übernahmen, bewährten sich die wirtschaftlichen Erfahrungen der Siedler, ihr Organisationstalent und ihr Gemeinsinn.

Es ist möglich, die Siedlungen unter verschiedenen Gesichtspunkten zu ordnen; geht man von der Frage des Initiators zur Gründung aus, so gehören Ramot Haschawim, Meged, Naharia, Ramat Hadar

als Privatgründungen in eine Gruppe, alle anderen Siedlungen sind von öffentlichen Institutionen gegründet worden.

Betrachtet man das Besitzverhältnis der Siedler am Boden, so gehören Gan Haschomron und Kfar Schmarjahu mit den drei Privatgründungen Meged, Naharia und Ramat Hadar durch den Privatbesitz der Böden zu einer Gruppe. Dagegen wurden Ramot Haschawim ebenso wie Kfar Bialik, Kfar Jedidja und die 5 letzten RASSCO-Siedlungen auf Keren Kajemeth-Boden gegründet, also auf nationalem Boden, der den Siedlern in Erbpacht überlassen ist.

Diese anfangs für die Entwicklungsmöglichkeit der einzelnen Wirtschaften bedeutsame Differenz (Bodenkauf erzwang oft Einschränkung der Anbaufläche) ist heute fast ausgeglichen, weil der größere Bodenbesitz des Keren Kajemeth und des Staates später in den meisten Orten eine Ergänzung des privaten Bodenbesitzes ermöglichte, der vorwiegend für die Ansiedlung neuer Siedler, unter ihnen von Siedlerkindern verwendet, aber auch alten Vollsiedlern, die unter Bodenmangel litten, zugewiesen wurde. Dabei bleibt für die Besitzer von Privatböden die Möglichkeit, und damit auch die Versuchung, den im Eigenbesitz befindlichen Boden ganz oder teilweise zu verkaufen. Von dieser Möglichkeit wurde insbesondere bei Wertsteigerung des Bodens in dem stadtnahen Kfar Schmarjahu und noch mehr in dem zur Stadt gewordenen Naharia Gebrauch gemacht.

Eine andere Gruppierung ergibt sich bei Betrachtung der Größe bzw. Gleichheit oder Ungleichheit der den Vollsiedlern übergebenen Parzellen.

Das Prinzip gleichmäßiger Bodenausstattung besteht in sämtlichen Siedlungen auf Keren Kajemeth-Boden, während die auf Privatboden gegründeten Dörfer mit Ausnahme von Meged größere oder geringere Differenzen im anfänglichen Bodenbesitz zeigen.

Die kleinste Parzelle, $3\frac{1}{2}$ Dunam, wurde den Siedlern in Ramot Haschawim gegeben, weil die Gründer sie für ausreichend für den Aufbau einer reinen Hühnerwirtschaft mit ergänzendem Gemüse-

bau erachteten. Dabei dachte man ausschließlich an die erste Generation, nicht an die zweite, deren Zukunft die Siedler von Ramot Haschawim im Kibbuz sahen. Erst als es sich zeigte, daß die Kinder im Elternort bleiben wollten, ergab sich ein Bodenproblem, das 1952 durch die Zuteilung einer neuen Siedlungsfläche behoben wurde.

Nur wenig größer waren die anfänglichen Parzellen in Naharia und Ramat Hadar. In allen anderen Orten planten die Ansiedlungsstellen eine gemischte Landwirtschaft auf Bodenflächen, die zunächst mit 15–17 Dunam und später mit 25–28 Dunam berechnet wurden. Diese Fläche wird fast überall von den Jungen und Leistungsstarken durch Pachtabmachungen noch wesentlich vergrößert, während sich die altgewordenen Siedler oft mit kleinsten Flächen für eine durch das erstarkte Kooperativwesen und die Modernisierung der Ställe erleichterte Hühnerhaltung begnügen.

Eine besondere Stellung nimmt hier Schawej Zion ein, das als Gemeinschaftswirtschaft eine Gesamtfläche bebaut.

Es ist weiter zwischen Orten zu unterscheiden, die mit einer großen oder einer geringen Zahl von Siedlern begannen.

Ramot Haschawin konnte sein Kooperativwesen und sein kommunales Leben nur dadurch entwickeln, daß es mit 60 Siedlern begann. Das gleiche gilt für Beth Jizchak, dessen Kooperative durch den Anschluß des benachbarten Schaar Hefer und schließlich auch des dazwischenliegenden Nira weiter erstarkte und zu einer tragenden Kraft wurde.

Dagegen litten Gan Haschomron, Kfar Bialik und Nira an einer zu kleinen Anlage; Sdeh Warburg, Kfar Jedidja und Ramat Hadar waren für 60–80 Familien geplant, vergrößerten ihre kleine Anfangszahl aber nur langsam und sind erst in den letzten Jahren vervollständigt worden. Auch Schawej Zion begann mit einer weit kleineren Siedlerzahl, als der ursprüngliche Plan es vorsah. Aber die besondere Siedlungsform des Ortes und auch die einheitliche Herkunft der meisten Siedler aus einem süddeutschen Landstädtchen machten es stärker als die übrigen klein begonnenen Dörfer.

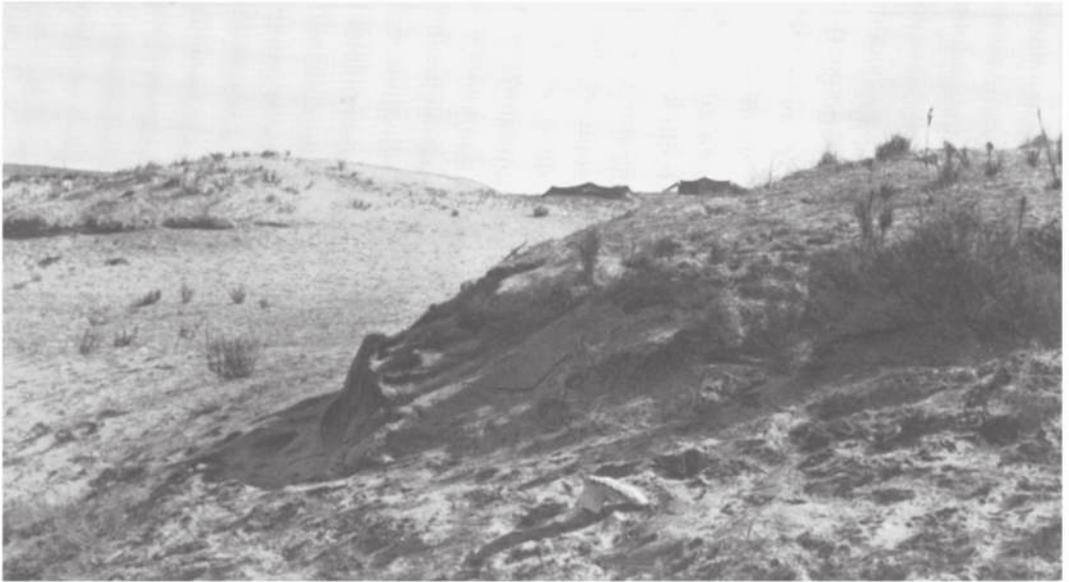


Abb. 3: Dünenlandschaft vor der Besiedlung



Abb. 4: Erste Bauten einer Mittelstandssiedlung



Abb. 5: Siedler der ersten Generation



Abb. 6: Zwei Generationen bei gemeinsamer Arbeit

Die Entwicklung der Orte

Eine andere Art der Einteilung, die zum Verständnis der zweiten Generation am wichtigsten ist, zieht die Entwicklung der 13 Ortschaften in Betracht.

Hier nimmt Naharia eine Sonderstellung ein. Es wurde zu einer Stadt, die im Frühjahr 1958 nahe an 18 000 Einwohner hatte, unter denen kaum mehr als 5 % dem mitteleuropäischen Gründerkreis angehörten. Auch von den aus Mitteleuropa Gekommenen, die dennoch das Bild und Wesen der Stadt weitgehend bestimmen, sind nur vereinzelte Landwirte geblieben. Die von den Initiatoren als Nebenverdienst gedachten Zweige, Kurbetrieb und Industrie, sind Haupterwerbsquellen geworden. Daß es in Naharia doch noch Landwirtschaft – vorwiegend gemischte Wirtschaft auf größeren Bodenflächen – gibt, ist der Tatsache zu danken, daß im Norden und Osten der Stadt von der Abteilung für Mittelstandskolonisation und der RASSCO 60 neue Siedlerstellen angelegt wurden, die auch einige Landwirte der zweiten Generation Naharias aufnahmen.

Meged, dessen Familienzahl immer zu klein war, um ein eigenes kommunales Leben und – außerhalb der Pardesswirtschaft – ein Kooperativwesen zu ermöglichen, und das örtlich unmittelbar an Pardess Chanah angrenzt, ist schon 1940 mit diesem verschmolzen worden.

Kfar Schmarjahu wurde zu einem Villenort, der durch die neu-erbaute Landstraße rasch von Tel Aviv aus erreicht werden kann. Zugleich erhielt sich dort eine nicht unwesentliche Landwirtschaft – ein Doppelcharakter, der dem Gründungsgedanken der Siedlung entspricht, wenn auch das Größenverhältnis zwischen den beiden Sektoren sich zu Ungunsten der Landwirtschaft verschoben hat.

Nira, mit einer kooperativen Textilindustrie, verdankt seine Erhaltung als Siedlerplatz im wesentlichen seiner Lage zwischen den starken landwirtschaftlichen Siedlungen Beth Jizchak und Schaar Hefer, deren gemeinsamer Kooperative es sich nach langem Zögern anschloß.

Alle anderen Orte sind gefestigte Siedlungen, denen in den letzten Jahren neue Gruppen von mittelständischen Siedlern eingefügt werden konnten, meist von Einwanderern aus Osteuropa, ohne daß sie ihren besonderen Charakter als Gründungen der mitteleuropäischen Alija verloren.

B. DIE ZWEITE GENERATION IN DEN MITTELSTANDSSIEDLUNGEN

Wenn wir von der „zweiten Generation“ in den hier besprochenen 13 Orten reden, meinen wir die Kinder aus mitteleuropäischen Unterschichtlerfamilien, die noch jetzt in den Orten ansässig sind. Dabei unterscheiden wir nicht zwischen den Gründern und den später Hinzugekommenen, zwischen Voll- und Hilfssiedlern. Wir haben auch die Kinder derjenigen ursprünglichen Siedler eingerechnet, die in den Dörfern geblieben sind, aber die Landwirtschaft aufgegeben haben. Wenn dagegen Familien aus Dörfern fortgezogen sind, haben wir sie in dieser Studie nicht berücksichtigt, auch dann nicht, wenn Kinder aus diesen in die Städte gegangenen Familien wieder Landwirte wurden.

Etwa 1100 Menschen gehören zu dieser zweiten Generation der 13 behandelten Dörfer: Erwachsene, Halberwachsene, Schulkinder und Kleinkinder.

Die hier folgenden Kapitel versuchen ein Bild dieser zweiten Generation zu geben. Die ersten beiden Abschnitte handeln von den Berufstätigen, der dritte von den Halbwüchsigen, deren Berufsweg mehr oder weniger deutlich erkennbar ist. Der vierte Abschnitt ist den in den Dörfern aufwachsenden Schul- und Kleinkindern gewidmet.

Da das wesentlichste Ziel unserer Arbeit die Feststellung war, ob die zweite Generation das Werk der Eltern weiterzuführen bereit ist, haben wir dem ersten Abschnitt, der von den Landwirten der zweiten Generation spricht, größeres Gewicht als den folgenden ge-

geben. Er ist nach drei Gruppen gegliedert: die Ältesten, die Mittleren, die Jüngsten – eine Einteilung, die sich uns bei den Besuchen in den Dörfern aufdrängte, die aber, wie jede Typisierung, der Vielheit individueller Erscheinungen nicht voll gerecht wird.

Berufstätige Landwirte der zweiten Generation

Die „Ältesten“

Wenn wir bei den Landwirten der zweiten Generation zwischen „Ältesten“ und „Mittleren“ unterscheiden, sehen wir das trennende nicht in dem Altersunterschied von oft nur wenigen Jahren, sondern in der Verschiedenheit der Lebensbedingungen, unter denen sie die Anfangszeit im Lande verbrachten.

Die Siedlerkinder, die wir hier die „Ältesten“ nennen, begannen unmittelbar nach der Einwanderung in der elterlichen Wirtschaft mitzuarbeiten. Manche litten unter dem allzufrühen Arbeitszwang, andere waren stolz, schon als Kinder unentbehrliche Helfer der Eltern zu sein. Aber all diese „Ältesten“ wurden durch die Umstände in den Beruf geführt, in dem sie blieben und bleiben, weil sie nur ihn erlernt haben. Sie wurden nicht aus freier Wahl Landwirte, wie ihre Väter es taten, und wie es auch wieder ihre jüngeren Geschwister tun können.

Einer dieser jungen Siedler, ein vorzüglicher Landwirt, jetzt 35jährig, verheiratet und Vater von 3 Kindern, sagte mir mit Bitterkeit: „Seit meinem 13. Jahre habe ich gearbeitet wie ein Packesel. Ich wünsche niemandem meine Kindheit.“

Aber ich sprach auch einige aus dieser Gruppe der „Ältesten“, die mir sagten: „Ich möchte mit keinem von den Jüngeren tauschen. Gewiß, sie hatten es leichter. Aber sie erlebten nicht mehr das Glück unseres Aufbaus. Wir waren es, die hier begannen, und wenn wir schon lange nicht mehr sein werden, wird dieses Dorf Zeugnis von uns geben.“

Kultur- und Gemeinschaftsleben

In ihre deutschsprachigen Dörfer eingeschlossen, vom ersten Tage an schwer arbeitend, erlernten diese „Ältesten“ das Hebräische als

eine Fremdsprache, nicht anders, wenn auch leichter, als ihre Eltern. Das Wissen, das ihre jüngeren Geschwister in den Schulen Palästinas aufnahmen, blieb ihnen fremd. Ihre in europäischen Gymnasien oder Universitäten begonnene Bildung war vor der Zeit abgebrochen. So fühlen sich sie meist ihren Eltern an Bildung unterlegen, aber auch den Jüngeren, die ein vielleicht begrenzteres, doch in sich geschlossenes Wissen haben. Man trifft immer wieder auf beruflich erfolgreiche Männer dieser Gruppe, jetzt 30–40jährige, die in den Stunden, die Wirtschaft, Familie und Arbeit für die Gemeinschaft ihnen lassen, über Büchern sitzen, um ihre Kenntnisse zu vertiefen – Kenntnisse auf irgendeinem Gebiet, das sie besonders interessiert, aus dem sie vielleicht einmal gehofft hatten, ihr Studienfach zu machen.

Die große Rolle, die die Musik in den Dörfern spielt, wirkte als gemeinschaftsbildendes Element und hob viel von dem Gefühl der Isolierung auf, unter dem die „Ältesten“ oft litten. Nicht wenige aus diesem Kreis der mitteleuropäischen Siedler, und besonders der „Ältesten“, spielen Streich- oder Blasinstrumente; oder sie haben große Plattensammlungen und besuchen, trotz Arbeitslast und sonst bescheidener Lebensführung, die Orchesterkonzerte in oft entfernt gelegenen Städten. In einigen Dörfern wird von der Gemeinschaft eine hochstehende Musikkultur entwickelt. So ist in Beth Jizchak der Musikverein, in Kfar Schmarjahu der Chor das eigentliche Zentrum des geistigen Lebens. „Eigentlich ist ein Widersinn in unserem Leben“, sagte mir ein Siedlersohn, „Tags auf dem Felde und abends beim Einstudieren eines Chores von Händel“. „Aber ist es nicht gut so?“ ergänzte seine junge Frau. „Ich denke immer an die Worte von *Gordon*: ‚Die Erde und die Sterne‘.“

Oft kann man in den Dörfern die Klage hören, daß die Jungen – und gemeint sind hier fast immer diejenigen, die wir die „Ältesten“ nennen – unjugendlich sind, „älter als ihre Eltern“. Unjugendlich, das soll heißen: weniger gesellig, in sich selbst verschlossen. Dies ist die natürliche Folge dessen, daß sie keine Jugendgemeinschaft kannten. In vielen Dörfern gab es für sie kaum einen gleichaltrigen Gefährten, und an einer Kameradschaft mit jungen Men-

schen aus Nachbardörfern oder an der Teilnahme an Jugendtreffen hinderte sie die 12–15stündige Tagesarbeit, ihre Landfremdheit und ihre mangelhafte Beherrschung der hebräischen Sprache, hebräischer Lieder und Tänze. Erst durch gemeinsame nächtliche Wacht und im Militärdienst, zu dem sie nach der Staatsgründung – oft sehr zum Schaden ihrer Wirtschaft – herangezogen wurden, fanden viele von diesen ältesten Siedlersöhnen den Weg zur Volksgemeinschaft.

Manche heirateten übermäßig früh, um aus ihrer Isolierung herauszukommen, möglichst Mädchen des Dorfes, jedenfalls aber – mit wenigen Ausnahmen – mitteleuropäischer Herkunft. Die Sprache blieb in ihrem Hause lange deutsch und wird erst durch ihre Kinder hebräisiert.

Berufsausübung

Viele dieser „ältesten“ Siedler der zweiten Generation, die als Halberwachsene einwanderten, sind heute schon die Nachfolger von früh verstorbenen Vätern, solchen, die krank wurden, oder auch von Vätern, die in ihren früheren Beruf zurückgingen, nachdem die veränderte Situation im Lande dies möglich machte und zuweilen sogar forderte. Solche „Nachfolger“ sind in der Mehrzahl Söhne, manchmal Schwiegersöhne, welche durch Heirat mit der Wirtschaft verbunden wurden; hie und da findet man auch unverheiratete Töchter, die die elterliche Wirtschaft weiterführen.

Einige unter diesen „Ältesten“ – wie auch unter den „Mittleren“, – begründeten eigene Wirtschaften im Heimatdorf, während der Vater weiter Landwirt blieb. Landwirtschaftlicher Kleinbesitz kann nur bei intensivster Bewirtschaftung oder bei starker Vergrößerung der Anbaufläche zwei Familien ernähren. Auch wo dies erreicht ist, gelingt eine dauernde Zusammenarbeit nur bei intelligenter, konsequenter Teilung der Aufgaben und bei größtem Taktgefühl beider Partner². Grundsätzlich ist die Abteilung für Mittelstandskolonisation gegen eine Sonderansiedlung von Söhnen, wenn in aller Voraussicht die Wirtschaft des Vaters früher oder später auf den

² Näheres zur Frage „Vater und Sohn“ siehe S. 32.

Sohn übergehen wird. Trotzdem entschloß sie sich, von ihrem Prinzip abzugehen, wenn sonst gute Landwirte dem Dorf verlorengegangen wären.

Da ist z. B. in X ein junger, tüchtiger Landwirt, der Sohn und Schwiegersohn von Altsiedlern. Aber er ist ein eigenwilliger Mensch und war im Begriff, das Dorf, in dessen Leitung er eine Rolle spielt, zu verlassen. Man hielt ihn dadurch, daß ihm innerhalb einer angefügten Neusiedlung eine eigene Wirtschaft eingeräumt wurde.

Oder da ist der junge Siedler, der mich über sein Grundstück mit Erdbeerplantagen, Weingärten und großen Rosenpflanzungen führte. Er strebte sehr früh aus dem Zusammenleben mit dem Vater hinaus, weil er sich neben ihm nutzlos vorkam. Als Siebzehnjähriger war er zum englischen Militär gegangen, hatte in der Jüdischen Brigade mitgekämpft, und dann, nach seiner Rückkehr, große Flächen mit Getreide bebaut. „Es war ein Risiko“, erzählte er mir, „aber es gelang.“ Er ersparte sich einiges Kapital und setzte die Einordnung in eine neue Siedlung neben dem alten Ort durch. Sein unmittelbarer Nachbar war ein zweiter Siedlersohn, mit dem er gemeinsam einen Traktor kaufte und einzelne Wirtschaftszweige aufbaute. Dann starb der Freund. Seitdem führt er allein seine Wirtschaft. Zu den 25 Dunam, die zu einer Siedlerstelle gehörten, pachtete er weitere Böden. Er hat den Trieb zur Arbeit im Großen – vielleicht gerade darum, weil die Wirtschaft des Vaters sehr klein war und er sich dort beengt fühlte.

Diese „Ältesten“ begannen unmittelbar mit der praktischen Arbeit und wuchsen so ohne theoretische Ausbildung in die Landwirtschaft hinein, während viele von den Jüngeren der zweiten Generation landwirtschaftliche Internate besuchten, also systematisch und theoretisch unterrichtet wurden.

Die Frage, aus welcher Gruppe die besseren Siedler hervorgegangen sind, ist kaum zu beantworten. Es scheint, daß die Differenz die gleiche ist, wie bei Handwerkslehrlingen und bei den Absolventen von Handwerkerschulen: dort die größere Erfahrung und Sicherheit in der Arbeit, hier das bessere theoretische Wissen – Unterschiede, die sich schließlich ausgleichen. Nicht in der Leistung, aber in der Wesensart des Erwachsenen prägt sich später der verschiedene Entwicklungsgang aus.

Die „Mittleren“

Die Siedlerkinder, die wir die „Mittleren“ nennen, waren, als sie in den dreißiger Jahren nach Palästina kamen, etwa 8–14 Jahre alt. „Mittlere“ unter den Siedlern der zweiten Generation sind die Kinder, denen vor dem Arbeitsbeginn Zeit blieb, in den Kreis der Landesjugend hineinzuwachsen. Dabei überschneiden sich die Kreise der „Ältesten“ und der „Mittleren“. So rechnen wir auch Kinder, die beim Siedlungsbeginn 13 Jahre alt waren, zu den Ältesten, und wir können zu den Mittleren noch manche der damals Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen zählen.

Unter ihnen sind zwei Gruppen zu unterscheiden: Kinder, die im Elternhaus aufwuchsen, und solche, die in Internate gegeben wurden. In einer soziologischen Untersuchung aus dem Jahre 1942³ habe ich den Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen folgendermaßen charakterisiert:

„Jugendliche, die ihre Erziehung in den ersten Jahren nach der Einwanderung nicht im Elternhause, sondern in einem Jugenddorf, einer Landwirtschaftsschule oder einer Kibbuzgruppe erhielten, wurden ganz Teil der Landesjugend. Sie sind jetzt (d. h. 1942), fast ausnahmslos im englischen Heere oder in Kibbuzim, und sie tendieren weiter zum Kibbuz oder zu einer anderen Form landwirtschaftlich-kooperativen Zusammenlebens. Dabei sind sie bestimmt durch die soziale Tendenz der Zeit, aber auch durch den bedrückenden Eindruck der Arbeitsüberlastung in der kleinen Wirtschaft der Eltern und einer Enge, die den jungen Menschen doppelt berührt, weil er das Haus als Fremder wieder sieht, während seine Erinnerung die bürgerliche Existenz der Eltern bewahrte.

Anders liegen die Dinge bei den Heranwachsenden, die als Kinder zusammen mit den Eltern auf das Land gingen und palästinensische Volksschulen besuchten. Sie haben den Aufbau der elterlichen Wirtschaft miterlebt. Sie kannten das Land noch als Wüste oder Steppe. Sie waren dabei, als die ersten Bäume gepflanzt, die ersten Felder umgepflügt wurden, und sie sind stolz darauf, daß ihr Besitz und das ganze Dorf so schön geworden sind. Das Leben der Wirtschaft mit seiner Arbeitslast, seinen Sorgen und Erfolgen ist ihnen das Vertraute. Aber

³ *Margarete Turnowsky-Pinner*, Studie über Palästinensische Siedler aus Mitteleuropäischen Ländern.

aus dieser natürlichen Verbundenheit reißt nun viele das Pflichtgefühl der Eltern: sie sollen nicht in zu jungem Alter an die Berufsarbeit gebunden sein und sollen das geringe Wissen, das die Volksschule ihnen gab, erweitern. Man schickt sie darum für einige Jahre in die Stadt oder in Landwirtschaftsschulen. Dadurch wachsen auch diese im Elternhaus großgewordenen Kinder in die nationalen und sozialen Tendenzen der Landesjugend hinein.“

Diese Angleichung der beiden verschiedenartig erzogenen Gruppen von Mittelern, die schon 1942 erkennbar war, ist inzwischen weitergegangen, so daß wir hier nur das der Gruppe gemeinsame, nicht das trennende, herausheben wollen. Dieses gemeinsame ist die in europäischen Bürgerhäusern verlebte erste Kindheit. Die Kinder brachten aus ihr die Sprache mit, eine besondere Art der Lebensführung und Lebenshaltung, die ihr Handeln und Urteilen bestimmt, eine gemeinsame Geschmacksrichtung, die sich in der Einrichtung der Wohnungen, der Wahl der Kleidung und bei dafür Begabten in Literatur-, Musik- und Kunstverständnis zeigt. All diese Mittelern eigneten sich die hebräische Sprache so vollkommen an, daß die meisten untereinander hebräisch sprechen, und daß viele von ihnen hebräische Lektüre jeder anderssprachigen vorziehen.

Der Übergang in die hebräische Schule war für viele dieser mitten in der Schulzeit einwandernden Kinder nicht leicht. Manche, die damals 13 Jahre alt und besonders empfindlich oder ehrgeizig waren, und die ihre Eltern, obwohl sie sie dringend zur Arbeit brauchten, in die Volksschule schicken wollten, zogen es vor, in der Wirtschaft mitzuarbeiten, weil sie die fremdsprachige Schule, den fremden Lehrstoff und die Kameradschaft mit ganz andersartigen Kindern scheuten. Oft waren dies Kinder, die vor der Auswanderung in deutschen Schulen als Juden so schwer gelitten hatten, daß das Wort „Schule“ und die Furcht vor verletzender Herabsetzung durch andere sie schreckte. Dazu waren sie im Lande zunächst nicht „Juden“, wie alle die, die früher gekommen waren, sondern „Jecken“, die „nur wegen Hitler kamen“, und die Eltern, unsicher in sich selbst, konnten ihnen wenig beim Aufbau eines gesunden Selbstbewußtseins helfen. Bei all den Kleineren, bei denen die Ein-

schulung nicht in Frage gestellt werden konnte, und bei den Größeren, die ausdauerten, ging diese Zeit der Fremdheit vorüber. Sie fügten sich ein, und die anderen gewöhnten sich an sie.

Ein alter Lehrer, der viele Siedlerkinder, die jetzt schon selbst Familienväter und -mütter sind, unterrichtete, antwortete auf die Frage, was sie bei aller individuellen Verschiedenheit als Mitteleuropäer kennzeichnete: „Die Eltern konnten ihnen bei den Schularbeiten wenig helfen, viel weniger als etwa polnische oder russische Eltern, weil die Deutschen sehr selten die hebräische Sprache und den hier wichtigsten Lehrstoff, Bibel, Geschichte der Juden, und Mischna, beherrschten. Die mitteleuropäischen Einwanderer bildeten ja, auch wenn sie zionistisch geworden waren, die am stärksten europäisch-assimilierte Einwanderergruppe. Dazu waren die in die Landwirtschaft umschichtenden Eltern bis zur Grenze ihrer Kraft belastet, und auch die Schulkinder mußten in den Anfangsjahren vielerlei in der Wirtschaft helfen. Trotzdem empfand ich als Lehrer die gute Wirkung des Elternhauses. Die Kinder waren an Pünktlichkeit gewöhnt, und man konnte sich fast immer auf ihr Wort verlassen. Dazu brachten sie mehr Weltwissen mit als andere, hatten auch mehr Sinn für echte Kunst.“

Am gleichen Ort erzählte ein Siedler glücklich über seine jetzt in der Stadt verheiratete Tochter: „Sie ist gesund, kraftvoll und optimistisch, wie überhaupt die israelische Jugend. Sie lebt jetzt unter ‚Zabres‘, die beste Kameradin ihrer Kameraden.“ Aber neulich sagte eine Freundin zu ihr: „Wenn man in Dein Zimmer kommt, merkt man gleich, man kommt zu Jecken. Die paar Möbel, die Ihr habt, so zu stellen, und die Bilder so zu hängen, wie Ihr das tut, das tun nur Jecken.“

Neubegründete Familien

So sind es nur schwer greifbare Differenzen, die diese hier in die Jugendgemeinschaft hineingewachsenen mitteleuropäischen Siedlerkinder von anderen Siedlerkindern unterscheiden. Dennoch ist es bei Durchsicht der Ehestatistiken der jungen Siedler in den Mittelstandsdörfern auffällig, wie häufig Eheschließungen innerhalb des mitteleuropäischen Kreises erfolgen, und oft nicht deshalb, weil Jungen und Mädchen sich schon lange kannten, sondern weil sich ihre Gefühle dem Gleicherzogenen zuwandten.

In den 13 untersuchten Orten lebten im Frühjahr 1957 insgesamt 122 Ehepaare der zweiten Generation. In 44 Fällen, also in 36 % dieser Ehen, waren Siedlerkinder des gleichen Ortes miteinander verheiratet. In 59 weiteren Ehen war ein Ehepartner, meist die Frau, ein in den Ort zugezogener junger Mensch mitteleuropäischer Herkunft. 85 % aller bisherigen Ehepaare der zweiten Generation in den Mittelstandssiedlungen sind also vollständig mitteleuropäischer Herkunft. Es ist anzunehmen, daß in einigen Jahren diese Prozentzahl erheblich absinken wird. Schulen, Jugendbünde, Kibbuzim und vor allem der Militärdienst verbinden die verschiedenen Landsmannschaften miteinander und in die früher ausschließlich mitteleuropäischen Orte selbst wurden fast überall Angehörige anderer Landsmannschaften als Siedler eingefügt. Doch dürften Ehen zwischen Mitteleuropäern bei all den jungen Landwirten, die Kindheitserinnerungen mit Europa verbinden, und deren Dorf den Charakter ihrer Landsmannschaft bewahrte, vorherrschend bleiben.

Mit wenigen Ausnahmen haben die jungen Siedlerfamilien heute eigene Häuser oder doch an das Elternhaus angebaute eigene Wohnungen. In den letzten Jahren wurden die ersten Wiedergutmachungszahlungen aus Deutschland überall dort, wo Familien verschiedener Generationen zusammenwohnten, oder wo die Jungen als Provisorium in Baracken oder ausgebaute Stallungen gezogen waren, zu Neubauten verwendet. In Schawej Zion hat jedes junge Ehepaar Anspruch auf ein von der Gemeinschaft errichtetes Zweizimmer-Haus.

Aus den Ehen der zweiten Generation gingen bis Anfang 1958 209 Kinder hervor. Dabei waren jüngste Ehepaare noch kinderlos. Bei den länger Verheirateten, die oft einzige Kinder ihrer Eltern waren, sind 3 oder auch 4 Kinder keine Seltenheit. Diese Kinder der dritten Generation wachsen in den Mittelstandssiedlungen, zusammen mit den gleichaltrigen Kindern neu Angesiedelter oder auch mit Spätgeborenen älterer Siedlerpaare unter sehr glücklichen Bedingungen auf.

Die Sprache zwischen Eltern und Kindern der zweiten und dritten

Generation ist fast ausnahmslos Hebräisch, dagegen die Sprache zwischen Großeltern und Enkeln Deutsch, so daß die meisten Kinder zweisprachig sind. Allerdings können nur wenige auch Deutsch lesen und schreiben; auch sprechen sie vielfach das Deutsche nicht fehlerfrei oder doch mit einem fremdartigen Akzent.

Fast alle Mittelstandssiedlungen haben einen eigenen Klein-Kinderergarten – Ganon – für die Zwei- bis Vierjährigen und einen Kindergarten für die älteren Kinder im Vorschulalter. In vielen Dörfern gibt es auch die Anfangsklassen einer Volksschule⁴, die die Kinder bis zu dem Alter führen, in dem sie die Fahrt in einen größeren Nachbarort oder in eine Bezirksschule nicht mehr zu sehr anstrengt. Das größte Mittelstandsdorf, Beth Jizschak, hat eine voll ausgebaute achtklassige Volksschule mit eigenem Schulgebäude und wurde so im Schulwesen, ebenso wie wirtschaftlich und kulturell, zum Zentrum der benachbarten Dörfer und Wohnviertel.

Zu den in den Dörfern berufstätigen Familien der zweiten Generation kommen an einigen Plätzen auch solche, die außerhalb arbeiten und täglich einen weiten Arbeitsweg auf sich nehmen, aber in ihrem Heimatort wohnen wollen. Daß junge Paare aus Kfar Schmarjahu dort bleiben, auch wenn sie in Tel Aviv arbeiten, ist nicht zu verwundern; denn die ganze Struktur dieses Ortes ist auf die Mischung von Landwirten und Wohnsiedlern abgestellt. Aber auch in Ramot Haschawim wohnen 8 auswärts beschäftigte verheiratete Siedlerkinder, und ebenso bauten sich in den kleinen Siedlungen Nira und Meged außerhalb arbeitende Siedlerkinder ihr Haus, weil sie ihr Dorf lieben und um keinen Preis wollen, daß ihre eigenen Kinder in der Stadt aufwachsen.

Die „Mittleren“ in der Dorfgemeinschaft

Wir kommen hier noch einmal auf die Entwicklung der „Mittleren“ zurück. Ihre landwirtschaftliche Ausbildung erfolgte meist in Landwirtschaftsschulen, und sie brachten von dort ein sicheres Fachwissen mit, das sie in der Praxis vertieften. Doch gibt es auch einzelne in dieser Gruppe, die nach Abschluß der Volksschule sofort in der väterlichen Wirtschaft mitarbeiteten.

⁴ Siehe dazu das Kapitel: „Kinder in den Siedlungen“.

Solch ein junger Landwirt sagte mir: „Selbstverständlich verfolge ich die Fachliteratur und bekomme Anregung durch die beamteten Instruktoren. Aber es gibt nicht einen einzigen Tag, an dem ich nicht in meiner Wirtschaft hinzulerne, und wertvoller als die Belehrung der Instruktoren ist oft die Befragung von erfahrenen Siedlern.“

Dieser junge Landwirt berichtete auch, daß er im Rahmen eines internationalen Austausches von Siedlersöhnen ein halbes Jahr bei einem Bauern in der Schweiz verbracht hat. „Wir brauchen uns in Israel unserer Landwirtschaft nicht zu schämen“ sagte er. „Durch unsere größere Beweglichkeit sind wir in manchem weiter als die Schweizer. Aber was wir von ihnen lernen könnten, das ist die Ausdauer, das Festhalten, der selbstverständliche Übergang des Bauernhofs vom Vater auf den Sohn.“ Andere Siedlersöhne traf ich, die durch die gleiche Austauschaktion nach Dänemark oder Schweden kamen und auch fachlich stark davon profitierten.

An einer solchen nicht systematischen, aber menschlich und fachlich fördernden Aktion können die „Ältesten“, die ihren festen Pflichtenkreis haben, kaum je teilnehmen. Nur die noch unverheirateten mittleren Siedlersöhne, die mit leistungsfähigen Vätern zusammenarbeiten und von diesen für einige Zeit entbehrt werden können, sind dazu in der Lage.

So kommen auch die Menschen der zweiten Generation, die in ihren Dörfern öffentliche Funktionen ausüben, wesentlich aus dem Kreis der „Mittleren“, die durch ihre Sprach- und Landeskenntnis ebenso wie durch ihr theoretisches Fachwissen hierzu berufen erscheinen. Bisher sind allerdings in den meisten Siedlungen nur wenige von den Jungen in der Verwaltung der Kooperativen und Gemeinden tätig, so daß die Frage aufgeworfen wurde, ob diese jungen Landwirte überhaupt geeignet und bereit sind, über ihre individuelle Wirtschaft hinaus dem Dorfganzen zu dienen, ob also nach dem Ausscheiden der jetzt Verantwortlichen die Zentren des örtlichen Lebens ohne Nachfolge bleiben werden. Man weist darauf hin, daß in diesem zweiten Geschlecht, das nicht mehr bewußt „umschichtete“, sondern natürlich in den landwirtschaftlichen Beruf hineinwuchs,

der überall in der Welt feststellbare bäuerliche Egoismus und Individualismus erstarkt ist, hier noch gefördert durch die Ideologie der Elterngeneration, die die Rückkehr zum Lande und die landwirtschaftliche Leistung so hoch bewertete.

Es scheint uns, daß dieser Tatsache andere entgegenstehen: Die zweite Generation mit ihrem klaren Blick für die Realität erkennt sehr genau die tragende Kraft einer kooperativen Ordnung für den Erfolg jedes einzelnen und diese Jungen sind weit mehr zur Gemeinschaft erzogen, als es die Bürger deutscher Städte waren, die erst die Schwierigkeit des Neubeginns zur Kooperation führte. Deshalb ist diese Furcht wohl unberechtigt. In einer Reihe von Mittelstandssiedlungen sind schon heute Menschen der zweiten Generation in zentralen Gremien leitend tätig. In anderen stehen sie nur darum im Hintergrund, weil sie neben starken und unumstrittenen Persönlichkeiten der älteren Generation keine Möglichkeit zur freien Entfaltung haben. Es ist sicher, daß einige der jetzt führenden Persönlichkeiten unersetzbar sind, aber nur als Persönlichkeiten, nicht als Träger zentraler Funktionen.

Die Mittelstandssiedlung, in der die Einbeziehung der Siedlerkinder in die Ortsverwaltung bisher am besten gelang, ist das kooperative Dorf Schawej Zion. Es lohnt sich nachzuprüfen, wie dieses von allen Orten angestrebte Ziel dort erreicht wurde. Die Erklärung dürfte in drei Faktoren liegen: in der kollektiven Bewirtschaftung des Gemeinschaftsbesitzes, die dem einzelnen Raum gibt, öffentliche Dienste zu leisten, ohne daß seine eigene Wirtschaft darunter leidet; ferner in der Persönlichkeit des Initiators und langjährigen Leiters des Dorfes, den seine Zielsicherheit und Klugheit dazu führte, den Jungen rechtzeitig Platz zu machen; schließlich in der kommunalen Ordnung des Dorfes Schawej Zion, in dem sämtliche Männer und Frauen von mehr als 20 Jahren gleichberechtigte Genossen mit aktivem und passivem Stimmrecht sind.

Dagegen ist nach dem Statut der meisten anderen Mittelstandssiedlungen jede Wirtschaft nur durch einen Menschen in der Kooperative vertreten. Es gilt als das Gegebene, daß dieser Vertreter der

männliche Besitzer der Siedlerstelle ist. Weder die Siedlerfrauen – obwohl diese meist als Mitinhaber eingetragen sind – noch die Siedlerkinder, auch wenn sie die Hauptlast der Wirtschaft tragen, haben in der Kooperative, also in der Körperschaft, die von entscheidender Bedeutung für das Gedeihen ihres Dorfes ist, Sitz und Stimme. In einem Dorf allerdings fand ich einige Familien, in denen Väter auf die Stimme in der Kooperative zugunsten ihrer Söhne verzichtet hatten, weil sie verstanden, daß diese nur als Vollberechtigte aktive Mitglieder der Dorfgemeinschaft werden können, während sie selbst nicht fürchten müssen, dadurch abzusinken.

Auf eine weitere Erscheinung muß hier noch eingegangen werden: Die Tendenz zum Kibbuz, die in der oben zitierten Studie von 1942 als in der Jugend so stark wirksam dargestellt wurde, ist in den letzten Jahren bei den Kindern aus den Mittelstandssiedlungen geringer geworden. Viele der Söhne der Siedler, die sich ursprünglich Kibbuzim anschlossen, bevorzugten, als sie älter wurden und Familien gründeten, das Leben außerhalb der großen Gemeinschaft. Zugleich aber blieb ihnen die Neigung zur Arbeit im großen erhalten, zur Abkehr von den „Alterswirtschaften“ der Umschichtler. Dies erklärt die Rückkehr fast aller Kinder aus Schawej Zion mit seiner kollektiven Großwirtschaft nach Jahren der Berufsausbildung und des Militärdienstes außerhalb des Ortes. Es zeigt sich in anderen Dörfern in dem Drang der jungen Landwirte, ihren Bodenbesitz durch Pachtverträge zu erweitern und neue Anbauarten und Arbeitsmethoden einzuführen.

Am deutlichsten ist diese Tendenz in Ramoth Haschawim erkennbar, dem Ort mit den kleinsten Parzellen und der vollkommensten Methode einer Monokultur, der Hühnerwirtschaft, die alten Umschichtlern angemessen war, in der jedoch die Jungen keinen Raum fanden. Sobald ihnen aber durch Zuweisung neuer Bodenflächen die Möglichkeit zur Rückkehr in den Heimatort gegeben war, begannen sie mit dem Aufbau eines kooperativen Großbetriebs, der „Gemüse-Kwuza“, der zu dem größten Arbeitgeber und Lieferanten ihres Bezirks wurde. Andere Siedlersöhne aus Ramoth Ha-

schawim siedeln getrennt, sei es aus individualistischer Neigung, sei es aus Mangel an dem erheblichen Kapital, das für den Einkauf in die „Gemüse-Kwuza“ erforderlich ist. Ihnen wurden aus einer freigehaltenen Fläche Parzellen von je 25 Dunam zur Verfügung gestellt.

„Die Jüngsten“

Zu den berufstätigen Siedlern der zweiten Generation gehört aber auch eine Gruppe von ganz jungen Menschen, heute etwa 20–22 Jahre alt, die vor Beginn der Militär-Dienstzeit ihre Ausbildung abgeschlossen haben und unmittelbar nach ihrer Dienstentlassung in der Landwirtschaft zu arbeiten begannen. Soweit sie nicht für die Dauer oder für einige Jahre in Kibbuzim gingen oder öffentliche Funktionen übernahmen, kehrten sie als Helfer in die Wirtschaft der Eltern zurück.

Ob auch diese Jüngsten schon als Kinder in der Wirtschaft mithelfen mußten? – frage ich immer wieder. Ich fand Familien, in denen man von mehr als Zehnjährigen die Übernahme ganz bestimmter Pflichten verlangte. Wenn dieser Zwang sehr hart war, trübte er meist das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern und wirkte sich oft so aus, daß das Kind die Landarbeit haßte und aus dem Beruf ausschied. Aber die Mehrzahl der mitteleuropäischen Eltern beantwortete meine Frage erstaunt: „Ob wir unser Kind zwangen? Natürlich nicht. Die Schule verlangt viel, der Jugendbund, und ein Kind muß ja auch Freizeit haben und spielen“. Aber dann erzählen sie, wie ihr Kind freiwillig viele Arbeiten auf sich nahm, am liebsten da, wo eine Arbeit als Zeichen der Liebe zu Vater oder Mutter angesehen wurde und als solches gedacht war.

Das über die seelische Entwicklung und kulturelle Einordnung der „Mittleren“ gesagte gilt in gesteigertem Grade für diese Gruppe der „Jüngsten“. Sie waren kleine Kinder, als sie mit den Eltern einwanderten, oder sie wurden erst im Lande geboren. Ihnen blieben keine Erinnerungen an das Leben in Europa. Sie kennen ihre Eltern nur als Siedler, sind als Kinder des Landes aufgewachsen,

und nur die durch Eltern und Großeltern überlieferte Tradition und die Lebensform ihres Dorfes kennzeichnen sie als Abkömmlinge des deutschen Judentums. Ihre Sprache ist das Hebräische, auch wenn sie das Deutsche noch in der Familie erlernten. Die allmähliche Sicherung der elterlichen Wirtschaft und die bessere Konjunktur in der Landwirtschaft, die – wenn auch ungleich in den verschiedenen Wirtschaftszweigen und mit Schwankungen – im zweiten Weltkrieg einsetzte, bewirkten, daß sie die schwerste Sorgen- und Notzeit, die ihre älteren Geschwister noch kennenlernten, nicht bewußt miterlebten. Eine schulmäßige Weiterbildung nach der Beendigung der Volksschule war für sie selbstverständlich.

Obwohl in Israel die frühe Eheschließung häufig ist, sind von diesen „Jüngsten“ erst wenige verheiratet. Es ist Brauch, daß sie, wenn sie im Dorfe arbeiten, bei den Eltern wohnen auch z. B. in Schawej Zion, wo sie sofort nach der Entlassung vom Militär, Mädchen ebenso wie Jungen, als vollberechtigte Genossen in die Gemeinschaft aufgenommen werden.

Väter und Söhne

Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen zusammenarbeitenden Vätern und Söhnen?

Es ist schwer, hier Allgemeingültiges zu sagen. So war ich in einem Dorf bei zwei Familien mit etwa gleichartiger Wirtschaft und gleichaltrigen Söhnen, 21 Jahre alt, die gerade vom Militär entlassen waren und jetzt in der Wirtschaft des Vaters arbeiteten. Beide waren in guten landwirtschaftlichen Schulen ausgebildet worden. In der ersten Familie sagte der Vater: „Diese Jungen werden ja in den Landwirtschaftsschulen zu reinen Professoren erzogen. Mein Sohn findet alles schlecht, was ich in der Praxis und durch jahrelange Erfahrung gelernt habe“. In diesem Falle scheint eine gute Beziehung zwischen Vater und Sohn auf die Dauer sehr in Frage gestellt. Als ich später den Nachbarjungen über seine Zusammenarbeit mit dem Vater fragte, sagte er: „Hier bin ich doch jetzt der Herr!“ Dann, sich

verbessernd: „Ich meine, zusammen mit dem Vater; aber der kann nicht mehr schwer arbeiten. Das überläßt er mir“.

In einem anderen Dorf saß ich einem jungen, gerade vom Militär entlassenen Landwirt gegenüber, dem Sohn eines umgeschichteten Arzt-Ehepaares. Er kam gerade vom Felde und redete von seiner Arbeit als Jugendführer im Dorfe. „Er ist ein Chevremann“, sagte die Mutter, „einer, dem die Kinder anhängen, und der immer ein guter Kamerad war.“ Dieser Junge hatte eine landwirtschaftliche Mittelschule ein Jahr vor der Abschlußprüfung verlassen, weil theoretisches Lernen ihm damals unwichtig und nur praktisches Arbeiten wichtig erschien. In der Militärzeit ist er reifer geworden, und jetzt versucht er, das Versäumte nachzuholen, indem er neben der Arbeit in der Wirtschaft nachmittags einen Kurs in einem nahen landwirtschaftlichen Lehrinstitut besucht. „Ich hoffe, es geht mit der Zusammenarbeit“, sagte der Vater. „Wir haben uns auf völlige Freiheit beider Parteien geeinigt. In manchen Familien hier im Dorf ging es nicht. Da sind die Söhne im Kibbuz oder als Instruktoren im Negev.“

In zwei anderen Dörfern fand ich eine ausgezeichnete Arbeitsgemeinschaft zwischen Söhnen – aus dem Kreis der Mittleren – und ihren Vätern. Es waren Wirtschaften, die durch hinzugepachtete Böden und eine Vielfalt der Wirtschaftszweige Vater und Sohn die Möglichkeit zu vollständiger Selbständigkeit gaben.

„Ich habe unter etwa 50 Fällen, die ich kenne, nur 3 gefunden, in denen die Zusammenarbeit zwischen Vater und Sohn wirklich gut ging“, sagte mir in einem anderen Dorf ein junger Landwirt, ein sehr fähiger Mensch, der neben seiner eigenen Vollwirtschaft die Hühnerwirtschaft der verwitweten Mutter betreut. „Sehr viele Familien kenne ich, in denen die Beziehung so wie bei uns ist: ein mühsam erhaltenes Gleichgewicht. In einigen anderen wurden die Söhne völlig Herren der Wirtschaft, setzten den Vater aufs Altenteil und dulden seine Mitarbeit nur da, wo es ihnen bequem ist. In vielen führten Konflikte zwischen Vätern und Söhnen dazu, daß die Söhne schließlich weggingen.“

Er erzählte weiter von der besten Zusammenarbeit, die er kennt: ein Vater, der nach schweren Anfangsjahren wohlhabend genug ist, dem Sohn die völlige Mitverfügung über Besitz und Einnahmen zu geben. Der Sohn machte z. B. ein Experiment, das mehrere tausend Pfund kostete und fehlschlug, aber ein anderes Mal auch einen kühnen Versuch, der gelang, und der Vater vertraut ihm und läßt ihn seine eigenen Erfahrungen sammeln.

So hängt viel von den Verhältnissen in den einzelnen Wirtschaften ab, ob die Zusammenarbeit zwischen Vater und Sohn gelingt. Entscheidender aber sind die Persönlichkeiten: die Fähigkeit, den anderen zu verstehen und ihn zu achten – der Sohn den Vater, aber auch der Vater den Sohn.

Nicht-landwirtschaftlich Berufstätige

In bezug auf die Siedlerkinder in nichtlandwirtschaftlichen Berufen scheint es nicht notwendig, zwischen Ältesten, Mittleren und Jüngsten zu unterscheiden, wie wir es bei den Siedlern der zweiten Generation taten. Es gibt unter ihnen einzelne, die noch in Deutschland ihre Ausbildung abschlossen, in Erwartung der erzwungenen Auswanderung ihre Mittelschul-Bildung unterbrachen, ein Handwerk lernten und dann mit den Eltern zusammen in die neu gegründeten Dörfer gingen. Sie arbeiteten dort als Hauptverdiener ihrer Familien im Dorf selbst oder im Nachbarorte und halfen in freien Stunden in der elterlichen Wirtschaft. Sie sind auch als Nicht-Landwirte ganz dem Kreis der „Ältesten“ zuzurechnen.

Doch die weitaus meisten erhielten erst im Lande selbst ihre Berufsausbildung. So blieb ihnen zwischen der Einwanderung und dem Arbeitsbeginn eine Übergangszeit, in der sie sich dem Jugendkreis des Landes, seiner Sprache und seiner Lebensart anpassen konnten.

Oft sind dies jüngere Kinder aus größeren Siedlerfamilien, in denen eines der Geschwister schon Landwirt wurde, oder sie sind Hilfssiedler-Kinder, wobei es auffallend ist, wie oft Söhne das Fach des Vaters wählten, z. B. Kinder von Tischlern oder Schlossern auch

Tischler oder Schlosser wurden. Bisweilen findet man unter ihnen auch Söhne aus Vollwirtschaften, die einmal in die elterliche Wirtschaft eintreten sollen, bei denen aber der Vater es für richtig hielt, sie noch ein zweites Fach erlernen zu lassen, um sie „für jeden Notfall“ zu sichern.

Daß mehr Siedlertöchter als Siedlersöhne das Dorf verlassen, ist eine Erscheinung, die in gleicher Art in den übrigen Dörfern Israels, aber auch in anderen Ländern zu beobachten ist⁵.

Während aber Amerika und andere hochindustrialisierte Länder in den aus Dörfern in Städte kommenden Landwirts-Töchtern ein Reservoir für ihre Fabrikarbeiterschaft haben, wurde nicht eine einzige von den Umschichtler-Töchtern aus den Mittelstandssiedlungen Arbeiterin, auch nicht Verkäuferin oder – wie es früher in Europa üblich war – Hausgehilfin. Die israelischen Siedlertöchter wählen fast durchweg „bürgerliche“ Berufe, die nach Abschluß der Volksschule eine Weiterbildung von zwei oder mehr Jahren verlangen.

Ebenso erhielten die meisten der nicht-landwirtschaftlich tätigen Söhne nach Abschluß der achtjährigen Volksschule eine schulmäßige Weiterbildung. Die Siedlerfamilien trugen in den Anfangsjahren oder in den Jahren landwirtschaftlicher Krisen die Ausgaben unter starken Opfern. Wo der einzelne selbst versagt hätte, bestimmte ihn die im Dorf herrschende Meinung, und nicht selten übernahmen allgemeine Fonds einen Teil der Ausbildungskosten. Denn ebenso wie es für diese Familien des Mittelstandes selbstverständlich war, ihre kleineren Kinder in den Jahren vor der Staatsgründung als es in Palästina noch keine Schulpflicht gab, regelmäßig in (oft weit entfernt liegende) Volksschulen zu schicken, galt es ihnen als Pflicht, ihren Kindern, die aus irgendeinem Grunde nicht Landwirte werden sollten, eine Ausbildung zu ermöglichen, die sie für einen ihnen gemäßen und aussichtsreichen Beruf vorbereitete.

⁵ Siehe dazu z. B. die soziologischen Forschungsarbeiten über das amerikanische Dorf: *A Study of Rural Society* von *Koland* und *E. D. S. Brunner* (1944) und *Brunner/Hallenbeck*, *American Society: Urban and Rural Patterns* (1955).

Verteilung auf Berufe

Von den nicht landwirtschaftlich tätigen Siedlersöhnen der 13 Orte wurden ca 40 % Handwerker, überwiegend Schlosser, Elektrotechniker, Installateure oder Chauffeure (siehe statistischer Überblick, Tabelle 5).

Auffallend groß ist der Anteil der Offiziere oder der beim stehenden Heer fest beamteten Unteroffiziere und Facharbeiter – eine Tatsache, die sich aus dem nationalen Verantwortungsbewußtsein, das diese Siedlersöhne gemeinsam mit weiten Kreisen der israelischen Jugend haben, und aus dem Aufbau der Israelischen Armee erklärt, die einen Kern besonders geschulter und zuverlässiger Menschen braucht. Obgleich der militärische Beruf der Generation der Eltern fremd war, findet hier, ebenso wie in dem Anteil von Söhnen in der Beamtschaft, die frühere bürgerliche Existenz der Umschichtler ihren deutlichsten Ausdruck.

Fast vollständig fehlen die kaufmännischen und industriellen Berufe. Dies gilt nicht nur für die Dorfjugend mitteleuropäischer Herkunft, sondern auch für die zweite Generation der „Arbeiter-Dörfer“. Es ist der deutlichste Beweis für das Gelingen der Berufsumschichtung, die die erste Generation bewußt vollzog, und die sich bei der Berufswahl der zweiten Generation auswirkt. Zur Zeit sind 40 % aller schon berufstätigen Siedlerkinder aus den Mittelstandssiedlungen nicht Landwirte. Der Prozentsatz ist allmählich gestiegen, und es ist anzunehmen, daß er weiter steigen wird.

Rückkehr von Nicht-Landwirten in das Heimatdorf

Zugleich aber führt die Entwicklung mancher Orte dazu, daß die Orte selbst einem Teil ihrer Jugend die Möglichkeit zur Betätigung in nichtlandwirtschaftlichen Berufen geben. Je weiter die Dörfer sich ausbauen, desto stärker wird ihr Bedarf an nichtlandwirtschaftlichen Fachkräften, auch in Orten, in denen Landwirtschaft weiterhin den Kern der Wirtschaft bildet.

In Schawej Zion z. B., wo man anfangs glaubte, ausschließlich

landwirtschaftlich arbeiten zu können, mußte die Gemeinschaft schon in der ersten Gruppe ihrer Kinder 4 Söhne als Schlosser und Bau-tischler ausbilden lassen, und 2 Töchter im Büro beschäftigen, um den Eigenbedarf an Kräften zu decken. In anderen Orten wurden von Beginn an Hilfssiedler mit den für das Dorf notwendigen nichtlandwirtschaftlichen Arbeiten betraut und dieser Kreis ergänzt sich durch Hinzuziehende und alt werdende Siedler der ersten Generation. Aber das Wachstum der kooperativen Einrichtungen, Administration, Buchhaltung, Silo-Betrieb, Eier-Sortierung usw. erfordert Fachleute. Zugleich steigt mit größerem persönlichen Bedarf der Siedler, mit dem Ausbau des Schulwesens und mit der – offiziell geforderten und geförderten – Entwicklung kleiner Industrien in den Dörfern ständig die Arbeitsmöglichkeit für nicht landwirtschaftlich tätige Siedlerkinder.

Jugendliche in der Ausbildung

Israel hat sich seit der Staatsgründung und der mit ihr einsetzenden Masseneinwanderung entscheidend geändert. Kein Bezirk seines Lebens ist von dieser Wandlung unberührt geblieben. Ob und inwie weit sie sich in der Berufswahl der zweiten Generation aus den Mittelstandssiedlungen auswirkt, zeigt sich am deutlichsten, wenn wir prüfen, welche Lehranstalten diese Siedlerkinder nach ihrer Entlassung aus der Volksschule besuchen.

Im Schuljahr 1957/58 waren 247 Jugendliche aus den 13 hier besprochenen Mittelstandssiedlungen in Bildungsinstituten oder, nach ihrer Absolvierung, im Militärdienst (die Dienstpflichtigen sind, entsprechend ihrer Ausbildung, den Lernenden zugeordnet). Der Überblick zeigt, daß von diesen 247 Lernenden 89 Gymnasien besuchten (von ihnen 45 landwirtschaftliche und 44 allgemeine Gymnasien)⁶. 59 waren Schüler von Landwirtschaftsschulen, 34 von

⁶ Wir bezeichnen hier als „Gymnasien“ Mittelschulen, die ihr Ziel in der Vorbereitung zur Hochschule sehen. Landwirtschafts- und Handwerkerschulen haben fast sämtlich Mittelschul-Charakter, bereiten aber für eine unmittelbare Berufs-

Handwerkerschulen, 13 bereiteten sich in pädagogischen Anstalten für eine Lehrtätigkeit vor, 7 waren in Schwestern- oder Therapeuteschulen, 7 in Haushaltsschulen, 9 in Militär- oder Seemannsschulen und 29 studierten an verschiedenen Hochschulen.

Berufsentscheidung

Wenn wir versuchen, die Berufsentscheidung dieser Lernenden mit derjenigen der bereits Berufstätigen zu vergleichen, müssen wir beachten, daß Berufsvorbereitung keine Gewißheit über die spätere Berufstätigkeit gibt, sondern nur die Richtung andeutet. Völlig unklar ist z. B. die spätere Berufswahl der größten Gruppe: Kinder in Gymnasien. Wieviel von den Schülern landwirtschaftlicher Gymnasien werden z. B. später als praktische Landwirte oder als akademische Landwirte arbeiten? Wieviele werden andere Studienfächer wählen, und wieviele in ganz andere Berufe übergehen?

Oft entscheidet der Zufall die Wahl der Schule. Wenn z. B. alle Vierzehn- bis Achtzehnjährigen aus Kfar Jedidja, die nicht in Fachschulen kamen, und die meisten neu eingeschulten Mittelschüler aus Beth Jizchak heute das landwirtschaftliche Gymnasium des Bezirks Emek Hefer besuchen, so bestimmt die Eltern vorwiegend der Wunsch, sie in eine Mittelschule zu geben, die für besser gilt als die Mittelschule im benachbarten Natanja, in der die älteren Kinder lernten, ferner die Überlegung, daß ein Schülerkreis, der sich aus Kindern aller Dörfer des Bezirks zusammensetzt, den Kindern lieber ist und ihrem Interessenkreis mehr entspricht als der einer städtischen Schule. Die Kinder der Familien aus Meged und Gan Haschomron besuchen entsprechend das landwirtschaftliche Gymnasium in Pardess Chana. Dort wird die praktische landwirtschaftliche Arbeit stärker betont. „Die Kinder sind der Erde näher, haben eine andere Beziehung zur Natur“, sagten mir Eltern aus Meged, deren Töchter vor Jahren dieses Gymnasium abschlossen. „Man fühlt es an ihrer ganzen Lebenshaltung, daß sie in der guten Atmosphäre einer land-

ausübung vor und ermöglichen den Übergang in eine Hochschule nur bei Ablegung eines Nachexamens.

wirtschaftlichen Schule aufwachsen.“ Doch das heißt nicht, daß sie Landwirte wurden. (Aus einer Statistik der Absolventen dieses Gymnasiums ergibt sich, daß von den Absolventen der Jahre 1950 bis 1954 63 % bei der Landwirtschaft blieben, wobei nichts darüber gesagt ist, wieviele Schüler vor der Beendigung des Lehrganges ausschieden, und welchen Beruf sie wählten.)

Ebenso ungewiß ist, wie groß der Anteil der Schüler allgemeiner Gymnasien ist, die später studieren. Etwa zwei Drittel der Schüler sind Mädchen, und nach allgemeiner Erfahrung im Lande brechen viele Gymnasiastinnen nach 2 oder 3 Gymnasialklassen den Schulbesuch ab, um in Schwesternschulen oder eine der sonstigen Berufsschulen einzutreten, die eine zehn- oder elfjährige Vorschulung verlangen. So waren z. B. im Jahre 1958 von den 7 Mittelschülern aus Kfar Schmarjahu 6 Mädchen, und nur von einer oder zweien erwartet man, daß sie studieren werden. Sogar die Beendigung des Gymnasiums führt nicht notwendig zum Studium: die Schule der Physiotherapeuten, der Kurs für Beschäftigungs-Therapeuten, Bibliothekar-Kurse, letzthin auch die Lehrerseminare setzen zwölfjährige Schulbildung voraus.

Mit einiger Sicherheit kann man annehmen, daß die Jugendlichen – zu zwei Drittel Jungen – die Landwirtschaftsschulen mit Internaten oder Handwerkerschulen besuchen, in dem gelernten Beruf bleiben. Aber erfahrungsgemäß lassen die Militärjahre oft neue Neigungen aufkommen: z. B. wählt eine nicht kleine Zahl der anders vorgebildeten den landwirtschaftlichen Militärdienst in Grenzorten im Rahmen des „Nachal“ und bleibt, gebunden durch Kameradschaft, im Kibbuz. Dagegen werden Absolventen von Landwirtschaftsschulen Offiziere in der Armee, und wieder andere machen das Abitur als Externe nach und besuchen Hochschulen.

Wandel in der Berufswahl

Trotz all diesen Unsicherheits-Momenten kann man aus dem Überblick über die Verteilung der Lernenden auf Schulen wesentliche Schlüsse ziehen. Wenn zur Zeit unserer Untersuchung 89 Siedler-

kinder Gymnasien besuchten und 29 an Hochschulen inskribiert waren, so ist, bei äußerst vorsichtiger Schätzung⁷, anzunehmen, daß von den im Schuljahr 1957/58 in der Ausbildung befindlichen 247 Jugendlichen etwa 50 in akademische Berufe übergehen werden. Das ist mehr als 20 %, während wir unter allen schon Berufstätigen nicht mehr als 3 % Akademiker fanden, den Nichtlandwirten 2 % (s. Statistik S. 52).

Verschiedene Ursachen führten zu dieser Entwicklung:

1. Die Wirtschaften der Siedlerfamilien haben sich durch schwere Arbeitsjahre, durch Beherrschung des Berufs und durch die allgemeine Entwicklung im Lande gefestigt. Dazu kommt noch in vielen Fällen die Besserung der Wirtschaftslage durch die aus Deutschland eingehenden Wiedergutmachungs-Zahlungen. (Die in Deutschland erhobenen Ansprüche und bereits erfolgten Zahlungen sind ihrer Höhe nach ganz ungleich und treten im Bilde der Dörfer in sehr verschiedener Weise in Erscheinung. Sie geben aber doch vielen Eltern die Möglichkeit, begabten Kindern den Weg zu Berufen zu ebnen, die bisher Gleichbegabten verschlossen bleiben mußten⁸.)

2. Eine weitere Ursache ist die durch die Masseneinwanderung aus niedrig entwickelten Ländern veränderte Zusammensetzung der israelischen Bevölkerung, und die damit auftretenden neuen Arbeitsmöglichkeiten für akademisch gebildete Kräfte bzw. das dringende Bedürfnis nach ihnen. Nicht nur in den Mittelstandssiedlungen und überhaupt unter den Landwirten, sondern in allen wirtschaftlich gesicherten Kreisen des Landes ist dadurch die Tendenz zum Studium gewachsen.

⁷ Die Schätzung stützt sich auf die Studie von *Moshe Smilansky*, *The Social Implication of the Educational Structure in Israel*, Kap. 5 und 6 in der Vierteljahresschrift „*Megamot*“, Juli 1957.

⁸ Mit besonderem Interesse ist hier die weitere Entwicklung in Schawej Zion zu beobachten. Die Erziehung der Kinder lag dort bisher vollständig in den Händen der Kommune, die sich ihre späteren Genossen nach ihrem Bedürfnis erzog. Nachdem jetzt durch die Wiedergutmachungs-Zahlungen an einzelne – und Schawej Zion beschloß, die Verfügung darüber den Genossen zu überlassen – manche Eltern in der Lage wären, ihre Kinder weiter auszubilden, ist zu erwarten, daß sie diese Möglichkeit ausnutzen werden.

3. Auch ist ein Stimmungswechsel bei den „Umschichtlern“ eingetreten. Sie sind älter geworden und haben viel von dem revolutionären Elan der Anfangszeit und ihrem Glauben an den höheren Wert landwirtschaftlicher Arbeit verloren. Manche idealisieren jetzt in der Erinnerung ihre Jugend und die Ausbildung, die sie früher einmal genossen haben; sie leiden unter dem Abstand zwischen den Generationen; obwohl sie die heranwachsende Jugend bejahen, fühlen sie sich von ihr getrennt, besonders von den Söhnen, die nichts von dem Wissen aufnehmen, das sie in sich tragen. Mehr oder weniger bewußt lebt in diesen Eltern die Hoffnung, daß der seelische Abstand geringer werden wird, wenn die Kinder eine akademische Bildung bekommen.

Dennoch blieb die Tendenz zur Landwirtschaft stark. 59 von den 247 Siedlerkindern sind in landwirtschaftlichen Internaten, und da die große Mehrheit von ihnen Jungen sind, die ihrem Beruf treu zu bleiben pflegen, während die Berufsausübung der Frauen vielerlei Schwankungen unterliegt, ist diese Zahl besonders hoch zu werten. Fraglich ist, wie schon früher gesagt, wieviele von den 45 Schülern landwirtschaftlicher Gymnasien als spätere Landwirte einzusetzen sind. Wir glauben annehmen zu können, daß von ihnen etwa 20 zur praktischen Arbeit als Landwirte übergehen oder als landwirtschaftliche Instruktoren arbeiten werden.

Zieht man außerdem in Betracht, daß voraussichtlich einige Mädchen, die jetzt die Haushaltsschule besuchen, später Siedlerfrauen werden, und daß Lernende verschiedener Lehranstalten nach dem landwirtschaftlichen Militärdienst (Nachal) die etwa Ausscheidenden unter den jetzigen Schülern von Landwirtschaftsschulen ersetzen dürften, so kann man annehmen, daß etwa 80 aus dieser Gruppe praktisch Landwirtschaft treiben werden, also ca. 35 % der Gesamtzahl. Da unter den bereits jetzt Berufstätigen der zweiten Generation 60 % Landwirte sind, bedeutet das ein erhebliches Absinken; aber in der Reihe der von Siedlerkindern gewählten Berufe steht auch hier „Landwirtschaft“ an erster Stelle.

Bei dieser Schätzung wurden die landwirtschaftlichen Akademiker

zu den Akademikern gerechnet. Ordnet man sie den Landwirten zu, so würde der Prozentsatz der Landwirte steigen, der der Akademiker entsprechend sinken.

Ein weiterer Vergleich zwischen den Listen der Berufstätigen und den in der Ausbildung stehenden Siedlerkindern zeigt, daß der Prozentsatz der Handwerker etwa gleich bleiben wird. Die Zahl der Pädagogen und medizinischen Hilfskräfte scheint geringer als früher. Doch ist damit zu rechnen, daß viele von den jetzigen Gymnasiastinnen diese Berufe wählen werden. Wenn eine Verschiebung eintritt, so nicht in der Wahl der Berufsart, sondern darin, daß an die Stelle der seminarisch bzw. kursmäßig Geschulten akademisch Ausgebildete treten, an die Stelle von Volksschullehrern Mittelschullehrer, von Laborantinnen Biologinnen usw., daß also eine Art von „Rehabilitierung“ der durch den Nazismus aus der Bahn gerissenen bürgerlichen Familien einsetzt.

Daß nur 9 von den Siedlersöhnen Offiziers- oder Seemannsschulen besuchen, ist kein sicheres Zeichen für ein Absinken des Anteils des militärischen Berufes. Diese Schulen sind erst in den letzten Jahren entstanden oder doch voll entwickelt worden. All die Siedlerkinder, die früher ihren Beruf innerhalb des Militärs fanden, wurden durch Kurse während der Pflichtdienstzeit ausgebildet; und auch aus der Gruppe der jetzt Militärpflichtigen dürften wieder eine Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren hervorgehen.

Bemerkenswert ist, daß sich auch von diesen Jugendlichen kaum ein einziger zum kaufmännischen Beruf vorbereitet. Nur zwei wurden genannt, darunter der Sohn eines von der Landwirtschaft zur landwirtschaftlichen Industrie übergegangenen Vaters, der den Eintritt in das väterliche industrielle Unternehmen plant.

Durch die im Dorf verlebte Kindheit und die besonderen Bedingungen des Landes ist in der Berufseignung dieser Umschichtler-Kinder eine grundlegende Veränderung eingetreten.

Dies zeigt sich auch bei der Wahl der akademischen Berufe, also dort, wo – nach einer Unterbrechung – der Weg der Eltern wieder aufgenommen zu sein scheint. So gibt es unter den Siedlerkindern

nur einen einzigen, der Jura studiert. Das bevorzugteste Fach ist das des Ingenieurs – was allerdings der Weltrichtung, nicht nur der Israels entspricht. Aber neben den jetzt wie früher, wenn auch seltener, gewählten medizinischen, volkswirtschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Studien stehen hier die landwirtschaftlichen Fächer. Zur Zeit bilden sich 4 Akademiker darin aus, und es ist anzunehmen, daß von den Absolventen der landwirtschaftlichen Gymnasien eine wachsende Zahl in die landwirtschaftliche Hochschule eintreten wird.

Kinder der zweiten und dritten Generation in den Siedlungen

Es bleibt von den Kindern, die das 14. Jahr noch nicht beendet haben, zu sprechen. Hier verwischen sich die Grenzen zwischen zweiter und dritter Generation, auch die zwischen Siedlern und Nicht-Siedlern, sogar die zwischen Mitteleuropäern und zugezogenen Familien anderer Landsmannschaften.

Eine exakte Analyse der Zahlen versuchten wir nur in dem größten der Dörfer, in Beth Jizchak. Dort wuchsen im Sommer 1957 rund 220 Kinder auf. Von ihnen waren 35 Kinder der zweiten Generation, 66 Kinder der dritten Generation aus den Familien der ersten Siedler. Die übrigen kamen aus neuzugezogenen Familien, von denen die meisten in einem neuen Wohnviertel, dem „Schikun“ von Beth Jizchak wohnen. Von diesen Kindern stammen 54 aus mitteleuropäischen, 40 aus ost- und südosteuropäischen, 27 aus orientalischen Familien. Nur 70 % der Klein- und Schulkinder Beth Jizchaks sind also mitteleuropäischer Herkunft, und weniger als die Hälfte von allen kommen aus Familien mit eigener Landwirtschaft.

In den weiteren 10 Mittelstandssiedlungen – es scheint uns richtig, in diesem Zusammenhang Naharia und Meged auszuschalten – ergäbe sich bei Gruppierung der Kinder nach Herkunft aus mittel- oder nicht-mitteleuropäischen, aus Siedler- und Nicht-Siedler-Familien und nach zweiter und dritter Generation überall ein anderes Verhältnis. In Sdeh Warburg z. B. sinkt der Prozentsatz der mitteleuro-

päischen Kinder in der Gesamtzahl ständig ab; aber Kinder aus Siedler-Familien bilden dort eine starke Mehrheit, und unter 65 Kindern im Vor- und Volksschul-Alter waren im Sommer 1957 nur 7 Kinder der dritten Generation. In Kfar Jedidja ist, wenn man Familien holländischer Herkunft zu den Mitteleuropäern rechnet, der Anteil der Nicht-Mitteleuropäer ganz gering, der der Kinder aus Siedler-Familien sehr groß, und unter 82 Kindern zwischen 0 und 14 Jahren gab es dort im Sommer 1957 nur 3 Kinder der dritten Generation.

Aber es ist wichtig, bei der Frage nach der menschlichen und beruflichen Entwicklung der Kinder zu beachten, daß doch immer der Siedlerkreis der wirtschaftlich und gesellschaftlich führende bleibt, in den hineinzukommen wünschenswert erscheint, und daß die Lebenshaltung der ersten Siedler-Familien als der „Führenden“ in den von ihnen begründeten Orten Später-Kommende, aus welchem Land sie auch stammen, besonders aber ihre Kinder beeinflusst.

Gleichaltrigkeit verschiedener Generationen

Nur auf die Vermischung der zweiten und dritten Generation in den Mittelstandssiedlungen muß in diesem Zusammenhang noch einmal ausführlicher eingegangen werden. Sie erklärt sich dadurch, daß in die Siedlungen der Umschichtler Menschen sehr verschiedenen Alters gingen. So waren in Beth Jizchak unter den ersten 69 Familien 4 Siedler weniger als 30 Jahre alt, aber 23 mehr als 50. Bei 12 später Gekommenen, die die allmählich frei werdenden Wirtschaften dieser ersten Siedler übernahmen, waren 3 noch nicht 30 und 2 mehr als 50 Jahre alt; unter den 26 neu Angesiedelten waren 7 unter 30 und 2 über 50 Jahre. Die Altersschichtung verschiebt sich also allmählich zugunsten der Jüngeren; trotzdem bleibt bis zuletzt die Zusammenfügung von Familien ganz verschiedenen Alters bestehen. Nicht ganz selten findet man in den Dörfern Ehen zwischen Siedlern der ersten mit fast gleichaltrigen Siedlerstöchtern der zweiten Generation; überall aber gibt es gleichaltrige Kinder aus den Ehen jüngerer „Ursiedler“ und aus denen von Siedlerskindern.

Wenn auch zwischen diesen Gruppen im allgemeinen ein Alters-

unterschied von etwa 10 Jahren besteht, so wird dieser Abstand dadurch ausgeglichen, daß in den bürgerlich-jüdischen Kreisen Europas die Spätehe und in Israel die Frühehe das Normale ist, und daß die Umschichtler in den schweren Anfangsjahren Geburten vermieden, so daß jedenfalls ihre zweiten und dritten Kinder gleichzeitig mit den Enkeln ihrer älteren Siedlungsgenossen geboren wurden.

Hinzu kommt, daß unter den später Angesiedelten eine Anzahl früherer Genossen von Kibbuzim und entlassene Soldaten sind, die zur ersteren Siedlergeneration gerechnet werden müssen, weil sie nicht Siedlerkinder sind, die aber gleichaltrig mit den im Dorf herangewachsenen verheirateten Siedlerkindern und oft mit diesen freundschaftlich verbunden sind.

Die formende Kraft der Dörfer

Niemand in den Dörfern unterscheidet zwischen diesen Kreisen und Gruppen von Kindern. Man spricht von ihnen als „unsere Kinder“, und tatsächlich bestimmt das Dorf als ganzes das Gesicht seines Nachwuchses. Nirgends wird das deutlicher als dort, wo die Kinder einer Mittelstandssiedlung die gleiche Volksschule wie die anderer Dörfer besuchen.

Immer bildet die gemeinsame Volksschule in Israel ein wichtiges Mittel zur Vereinheitlichung, zum „Kibbuz Galujot“.

Aber nicht dies ist hier gemeint, sondern der Einfluß einzelner Dörfer auf die Gesamtheit ihrer Kinder. Kfar Jedidja z. B. empfindet einen starken Unterschied zwischen den eigenen Kindern und denen benachbarter Moschwej-Owdim (Arbeiterdörfer), die die gleiche Volksschule besuchen, obgleich die wirtschaftliche Form dieselbe ist, auch Kfar Jedidja dem Arbeiter-Sektor angehört und die Kinder all dieser Dörfer im „Noar Owed“, der Jugendabteilung der Histadruth, organisiert sind. Das Verhalten zu den Kindern, die ganze Atmosphäre des Hauses ist aber anders als in den Nachbarorten. Dies wirkt sich in Wesen und Verhalten der Kinder aus.

Ein Siedler aus Sdeh Warburg, der eine kleine Tochter im Kindergarten und einen neunjährigen Jungen in der Volksschule hat und

mit Bedauern davon sprach, daß die Kinder in dem kleinen Dorf fast ohne Spielgefährten aufwachsen, erwiderte auf meine Frage nach der Beziehung zu den Nachbardörfern: „Sie ist ausgezeichnet. Gemeinsame Gefahr vieler Jahre hat uns zusammengeführt. Unsere Kinder besuchen gemeinsam mit den Kindern der Nachbardörfer die Bezirksschule, und da sie dort durch ihre Art auffielen, wählte man einen Siedler aus Sdeh Warburg zum Vorsitzenden des Erziehungsausschusses und gab der Schule als ganzer ein verändertes Gesicht.“

Die achtklassige Volksschule von Beth Jizchak, die z. Z. unserer Untersuchung 216 Schüler hatte, wird außer von den Kindern der 3 Mittelstandssiedlungen Beth Jizchak, Nira und Schaar Hefer auch von Kindern aus einer benachbarten nicht mitteleuropäischen Siedlung besucht. Der neue Direktor der Schule, der besonders klar sieht, weil er als Fremder und nach Jahren pädagogischer Arbeit an verschiedenen anderen Plätzen des Landes nach Beth Jizchak kam, empfindet, daß die Kinder aus dem vierten Ort auffällig von denen der Mittelstandssiedlungen abstechen. Sie seien weniger frei, man fühle, daß sie unter weniger glücklichen Bedingungen aufwachsen in Familien, die sie kaum fördern und viel von ihnen verlangen.

„Unterscheiden sich die Kinder aus dem neuen Wohnviertel von Beth Jizchak von den Siedlerkindern? Dort wohnen doch Familien aus den verschiedensten Landsmannschaften und mit verschiedenen Berufen?“ – fragte ich. Er sah erstaunt auf: „Nein, diese Familien sind doch schon viele Jahre am Ort und haben sich angeglichen. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, zwischen diesen und anderen Beth Jizchakern zu unterscheiden, außer zwischen Begabteren und weniger Begabten, mehr oder weniger Kultivierten, mehr geistig oder mehr realistisch Eingestellten.“ – „Was ist dies Besondere, das Sie in den Kindern der Mittelstandssiedlungen sehen?“ fragte ich ihn. Er antwortete etwa ebenso wie der alte Lehrer in Naharia, den ich früher zitierte: „Sie kommen aus kultivierten Häusern . . .“ Und er erzählte mir, um sie zu charakterisieren, wie diese Kinder auf seinen neuen pädagogischen Versuch eingehen, den vorschriftsmäßigen Unterricht

am Nachmittag durch freie Lerngruppen zu ergänzen. In einer dieser Gruppen wird zweimal wöchentlich Blockflöte unterrichtet. Man rechnete mit einer Beteiligung von 20 Kindern, es meldeten sich 60; für den Kreis der Mandolinen-Spieler, der nur Schüler der vier obersten Klassen aufnimmt, trugen sich 20 Kinder ein; sehr groß ist auch die Beteiligung an den Lerngruppen für Rhythmik, für Zeichnen, für die Anfertigung und Einstudierung von Puppenspielen.

Frei und aufgeschlossen sind diese Kinder der Mittelstandssiedlungen. Sie sind „Zabres“, echte Kinder des Landes Israel, aber zugleich wirkt in ihnen das Europäertum in seiner besten Form.

Jugendorganisationen in den Dörfern

Jugendbewegungen spielen im allgemeinen im Leben dieser Kinder nur eine untergeordnete Rolle. Sie ergänzen die häusliche und die Schulerziehung, ohne daß sie die Kinder, wie so oft in den Städten, in Opposition zu den Eltern bringen. So gehören in Beth Jizchak alle älteren Schüler den „Zofim“ (Pfadfinder) an, der vom Unterrichtsministerium bestätigten allgemeinen Jugendbewegung, die der Richtung der Eltern entspricht; die Schüler in dem mehr links gerichteten Kfar Jedidja sind in der sozialistischen Jugendbewegung, dem „Noar Owed“. Dort, wie auch in Ramot Haschawim, kommen die Jugendführer aus dem Kreis der örtlichen Jugend selbst, nachdem Versuche, sie von außerhalb heranzuziehen, aus technischen und, häufiger, aus inneren Gründen wieder aufgegeben wurden. Schawej Zion, das religiös-orthodoxe und liberale Familien zusammenfaßt, und das die Spaltung der Jugend in zwei verschiedenen gerichtete Jugendbünde vermeiden wollte, verzichtete überhaupt auf eine bündische Organisation seiner Kinder.

Stellung der Kinder zum landwirtschaftlichen Beruf

Wie aber ist die Stellung dieser Dorfkinder zu ihrer Siedlung und zur Landwirtschaft? – „Für ein Siedlerkind ist es eine Schande, in die

Stadt zu gehen“, sagte mir eines dieser Kinder, und es scheint, daß sehr viele ähnlich empfinden.

Das Bewußtsein, als Siedler in Israel einer Elite anzugehören, das bei den Umschichtlern selbst durch das Übermaß an Arbeit, durch das Absinken ihres gewohnten Lebensstandards und auch durch das Unverständnis des „Jischuv“ für ihre Leistung getrübt war, lebt in den Kindern. Viele der im Dorf aufgewachsenen Kinder sehen hier ihre Zukunft, oft im Gegensatz, und doch auch wieder zum Stolz und zur Freude alt werdender Eltern, die heute erwägen, ihre Kinder im Lande, evtl. auch im Ausland, studieren zu lassen.

Ohne daß eine sichere Voraussage möglich wäre, ist anzunehmen, daß der Prozentsatz derjenigen Kinder, die Landwirtschaft als Beruf wählen, oder die nach andersartiger Ausbildung in ihr Heimatdorf zurückgehen werden, unter den jetzt noch nicht Vierzehnjährigen mindestens gleich groß, vielleicht sogar größer sein wird als bei den Jugendlichen, die sich jetzt in der Berufsvorbereitung befinden. Dies gilt allerdings nicht für alle Mittelstandssiedlungen, sicherlich doch für die wirtschaftlich und gesellschaftlich gesunden unter ihnen.

Statistischer Überblick über die Berufstätigen der zweiten Generation in den Mittelstandssiedlungen

Im Frühjahr 1958 betrug die Gesamtzahl der aus der Volksschule entlassenen Kinder aus den durch mitteleuropäische Einwanderer begründeten 13 Orten, die wir hier als „Mittelstandssiedlungen“ zusammenfaßten, 597. Von ihnen waren 350 bereits berufstätig, 247 in der Vorbereitungszeit. Nicht berücksichtigt wurden in dieser Zusammenstellung ca. 50 in Städte verheiratete Siedlertöchter und 10 berufsunfähige erwachsene Kinder aus Siedlerfamilien.

Von den jungen Menschen der zweiten Generation in den behandelten Orten starben 18; von ihnen sind 15 im Kriege gefallen oder bei den arabischen Unruhen ums Leben gekommen.

Die folgenden Tabellen geben einen Überblick über die 350 schon Berufstätigen der zweiten Generation.

Tabelle 1
Berufe von 350 berufstätigen Siedlerkindern
 nach dem Stand vom Frühjahr 1958

	(1) Insgesamt		(2) Im Heimatdorf geblieben		(3) Verzogen	
	Anzahl	%	Anzahl	% der Gesamtzahl (1)	Anzahl	% der Gesamtzahl (1)
In der Landwirtschaft	209	60	165	79	44	21
In anderen Berufen	141	40	26	18,5	115	81,5
Insgesamt	350	100	191	55	159	45

Es ergibt sich also, daß aus der Gesamtzahl von 350 berufstätigen Siedlerkindern 209, d. h. 60 % Landwirte wurden, von denen 165, d. h. 79 % in ihrem Heimatort ansässig geworden sind. Die restlichen 21 % siedeln außerhalb ihres Heimatortes.

141, d. h. 40 % der berufstätigen 350 Siedlerkindern sind in nichtlandwirtschaftlichen Berufen tätig, von ihnen leben 115, d. h. 81,5 % außerhalb, 26, d. h. 18,5 % im Heimatort.

Von den 350 berufstätigen Siedlerkindern, gleichgültig welchen Beruf sie ausüben, sind 191, d. h. 55 % im Heimatort geblieben und 159, d. h. 45 % haben den Heimatort verlassen.

Tabelle 2

*Prozentsatz der Landwirte unter der zweiten Generation
in den Mittelstandssiedlungen*

(Stand vom Frühjahr 1958)

Ramot Haschawim	53 % der berufstätigen Siedlerkinder
Gan Haschomron	63 %
Meged	33 %
Naharia	29 %
Kfar Bialik	73 %
Kfar Jedidja	70 %
Kfar Schmarjahu	52 %
S'deh Warburg	60 %
Schawej Zion	85 % (resp. 60 %)
Ramat Hadar	60 %
Beth Jizchak	75 %
Schaar Chefer	68 %
Nira	38 %

Die berufliche Entwicklung der Siedlerkinder in den einzelnen Orten weist sehr erhebliche Unterschiede auf. Unter den Gezählten sind die Kinder früherer Siedler, die im Ort blieben, mitinbegriffen, auch wenn ihre Eltern in andere Berufe übergangen oder sich zur Ruhe setzten, ebenso die Kinder aus später als Siedler zugezogenen mitteleuropäischen Familien.

Unverheiratete berufstätige Töchter wurden ihrer Berufsgruppe zugezählt, auch wenn sie außerhalb ihres Heimatortes leben. Verheiratete Töchter wurden nur dann eingerechnet, wenn sie in den Dörfern wohnen. In Schawej Zion wird die Gesamtzahl der Berufstätigen ebenso wie im Kibbuz, als Einheit gerechnet, doch waren 6 Siedlerkinder nichtlandwirtschaftlich beschäftigt.

Tabelle 3

Landwirte der zweiten Generation im Heimatdorf

Von den 165 Landwirten der zweiten Generation im Heimatdorf arbeiteten als:

Mitarbeiter in der elterlichen Wirtschaft	64	(39 0/0)
Nachfolger ausgeschiedener oder verstorbener Väter	46	(28 0/0)
In neu begründeter Eigenwirtschaft	35	(21 0/0)
Als Siedlerfrauen	16	(10 0/0)
Als Traktorist oder landwirtschaftlicher Arbeiter	4	(2 0/0)
	<hr/>	
	165	(100 0/0)

Zwischen „Mitarbeit“ und „Nachfolge“ ist die Grenze nur da klar zu ziehen, wo ein Siedlerkind nach dem Tode des Vaters die Wirtschaft übernahm. Wo der Vater für die Landarbeit untauglich wurde, aber auf dem Hof blieb, entstehen Grenzfälle. Wir folgen in unserer Statistik den Aussagen der uns informierenden Personen in den Dörfern. –

Die Siedlerkinder aus Schawej Zion, Genossen des kooperativen Dorfes, wurden hier als „Mitarbeiter“ gerechnet. Es wäre ebenso berechtigt, sie in die Rubrik „Eigenwirtschaft“ einzureihen. In Ramot Haschawim arbeiteten zur Zeit unserer Enquête 8 junge Landwirte in einer von ihnen begründeten Gemeinschaftswirtschaft, der „Gemüse-Kwuza“. Von den Siedlerkindern, die dort als „Mitarbeiter“ bezeichnet wurden, arbeiteten die meisten außerdem als landwirtschaftliche Lohnarbeiter.

Tabelle 4

*Landwirte der zweiten Generation außerhalb der
Heimtdörfer*

Von den 44 Landwirten der zweiten Generation, die außerhalb der Heimtdörfer lebten, waren:

In Kibbuzim	26 (59 0/0)
In Moschwej Owdim	8 (18 0/0)
Als landwirtschaftliche Instruktoren oder Beamte beschäftigt	10 (23 0/0)
	44 (100 0/0)

Von diesen jungen Landwirten sind nur die 8 in Moschwej Owdim lebenden, unter denen sich 5 mit Siedlern verheiratete Töchter befinden, als endgültig aus dem Heimatort ausgeschieden zu betrachten. Das Ausscheiden der anderen braucht nicht endgültig zu sein: erfahrungsgemäß kehren die in Kibbuzim lebenden Kinder oft in die elterliche Wirtschaft zurück, wenn sie dort dringend gebraucht werden, und die Tätigkeit als Instruktor ist fast regelmäßig zeitlich begrenzt.

Tabelle 5

Nichtlandwirtschaftlich Berufstätige der zweiten Generation

Bei den 141 nichtlandwirtschaftlich Berufstätigen der zweiten Generation ist die Konzentration auf eine geringe Anzahl von Berufen und das fast vollständige Fehlen der Berufe, aus denen die Mehrzahl der Väter kam, bevor sie zur Landwirtschaft übergingen, auffallend. Von ihnen waren beschäftigt als:

Handwerker einschließlich Chauffeure und Kunstgewerber	36 (26 0/0)
Lehrer, Kindergärtnerinnen, Testologen	23 (16 0/0)
Schwestern, Pflegerinnen, Therapeuten	10 (7 0/0)
Angestellte oder Beamte	39 (28 0/0)
In akademischen Berufen	10 (7 0/0)
Im Militär- oder Polizeidienst	17 (12 0/0)
In sonstigen Berufen	6 (4 0/0)
	141 (100 0/0)

Von diesen nichtlandwirtschaftlich berufstätigen Siedlerkindern waren 26 in ihren Heimatdörfern beschäftigt: 10 als Handwerker, 10 als Beamte oder Angestellte, 4 als Pädagogen, 1 als Kaufmann, 1 als Hotelier (hinzuzurechnen sind 6 Siedlerkinder aus Schawej Zion: 4 Handwerker, 2 Bürokräfte).

Von den 10 in akademischen Berufen Tätigen stammten 5 aus Siedlerfamilien in Ramot Haschawim. Unter 10 Akademikern sind 2 Ärzte, 2 Sozialwissenschaftler, 3 Ingenieure, 3 Geisteswissenschaftler. 2 von den Ingenieuren waren zur Zeit unserer Studie im Ausland, einer der Sozialwissenschaftler stand im diplomatischen Dienst.

Von den 6 unter „Sonstigen Berufen“ zusammengefaßten Söhnen wurde einer Fabrikant, einer Kaufmann im Heimatort, zwei gingen ins Hotelfach. Ein Künstler und ein Kosmetiker leben im Ausland.

ZWEITER TEIL

GRUPPEN- UND EINZELSIEDLER

A. VON DER ERSTEN GENERATION

Jeder der 13 Orte, die wir bisher untersuchten, hat seinen besonderen Charakter und seine besondere Geschichte, und jede Siedlerfamilie trägt ihr eigenes Gesicht. Trotzdem zeigt sich in den Eigengründungen der Einwanderung aus Mitteleuropa, den Mittelstandssiedlungen, soviel Gleichartiges, daß eine Zusammenfassung gegeben und die Herausarbeitung einheitlicher Züge möglich schien.

Der Siedlerkreis, dem wir uns jetzt zuwenden, ist weniger einheitlich. Er umfaßt die mitteleuropäischen Siedlerfamilien, die in Gruppen oder als einzelne in bestehende Dörfer gingen, oder die, gemeinsam mit Einwanderern anderer Herkunft, neue Dörfer begründeten.

Auch von ihnen waren die weitaus meisten „Umschichtler“ in dem früher charakterisierten Sinne. Auch sie kamen aus dem Mittelstand, waren frühere Stadtbewohner, und auch sie brachten einiges Kapital mit, das sie in der Landwirtschaft investierten. Älteste und wohlhabendste Familien finden sich unter ihnen. Aber der Anteil der jüngeren, weniger Bemittelten überwog. Auch diese hatten sich schon für bürgerliche Berufe entschieden, hatten ein Studium oder eine Lehrzeit abgeschlossen, sich vielfach niedergelassen, geheiratet. Aber sie standen noch mehr am Anfang, waren bereiter, ihre eigenen Wege zu suchen, sich einer fremden Umgebung anzupassen.

Die Gesamtzahl dieser mitteleuropäischen Einzelsiedler ist nicht exakt festzustellen. In den allgemeinen Siedlungs-Statistiken fehlen Angaben über die Landsmannschaften. Doch finden wir einen Hinweis in dem von Dr. *Georg Landauer* verfaßten Bericht des Central Bureau for the Settlement of the German Jews („Deutsche Abteilung“) an den 19. Zionistenkongreß vom August 1939.

Dort wird gesagt, daß – ohne Einrechnung der selbständigen Siedlungen deutscher Juden – 225 von den aus Deutschland nach 1933 zugewanderten Familien in bestehende Arbeitersiedlungen (Moschewj Owdim) gingen, und daß weitere 600 Familien „als Einzelsiedler in allen Teilen des Landes, von Migdal am Tiberiassee bis nach Beer-Tuwia im Negew“ leben.

Es heißt dort weiter: „Diese Ansiedlung war bisher darauf begründet, daß die Siedler in erheblichem Umfang eigene Mittel nach Palästina bringen konnten. Mit den wachsenden Schwierigkeiten des Kapital-Transfers ist jedoch die Zahl der selbständigen neuen Einzelsiedler nicht mehr in dem gleichen Tempo wie in den früheren Jahren gewachsen.“

Da nach Abschluß dieses Berichtes die neu entstandenen Mittelstandssiedlungen Beth Jizchak, Schaar Hefer und Nira die Hauptzahl der hinzukommenden Neusiedler aufnahmen, und da der Geld-Transfer mit dem Beginn des zweiten Weltkrieges aufhörte, ist nicht anzunehmen, daß die Zahl der mitteleuropäischen Gruppen- und Einzelsiedler aus dem Kreise der bis 1945 Eingewanderten jemals größer als 900 Familien war.

Die nach 1946 angesiedelten jüngeren Einwanderer mitteleuropäischer Herkunft – demobilisierte Soldaten, bewährte Landarbeiter, Einzelsiedler aus den Jugend-Alija-Gruppen, Untergrundkämpfer und Überlebende der Konzentrationslager – haben wir in dieser Arbeit nicht berücksichtigt, auch dann nicht, wenn neue Dorfgründungen (wie Regba und Basra) mit Hilfe der Abteilung für Mittelstands-Kolonisation der Jewish Agency entstanden. Denn nur ausnahmsweise sind die Kinder dieser Siedlerfamilien schon in dem Alter, in dem sich über ihren Berufsweg und ihre menschliche Entwicklung etwas aussagen läßt. – Dagegen haben wir in den von uns untersuchten Orten die wenigen mitteleuro-

päischen Siedler, die vor 1933 zur Landwirtschaft übergangen, einbezogen.

Der genannte Bericht der „Deutschen Abteilung“ unterscheidet bei seiner Zählung nicht zwischen Gruppen- und Einzelsiedlern. Es schien uns richtig, diese in früheren Arbeiten angewandte Unterscheidung wieder aufzunehmen. Dabei meinen wir mit „Gruppensiedlern“ sämtliche Neusiedler in früher begründeten Dörfern, deren Mitglieder vor der Ansiedlung durch eine ansiedelnde Stelle zusammengestellt wurden, deren Siedlungsbedingungen innerhalb des ihnen zugewiesenen Ortes gleichmäßig waren und deren Siedlungsbeginn mehr oder weniger intensiv überwacht und unterstützt wurde.

Wieviele Familien eine solche Gruppe umfaßte, scheint uns nicht entscheidend. Wir sprechen auch von Gruppensiedlern, wenn es sich um eine Gruppe von nur 6 Familien handelt, während ein anderes Dorf, in das nach und nach 20–30 mitteleuropäische Siedler gingen, lauter „Einzelsiedler“ umfassen kann, d. h. Familien, die nicht geleitet, wenn auch oft nach Beratung mit einer offiziellen Stelle in Dörfern frei werdende Höfe erwarben oder sich selbst dort anbauten; sie siedelten auf Grundstücken von verschiedener Größe und entwickelten ihre Wirtschaften individuell. Da ein erster Siedler andere nach sich zog, blieb kaum irgendwo eine einzige mitteleuropäische Familie allein am Platz. Es entstand eine Vielheit, aber keine Gruppe.

Vielfältige Motive bestimmten die Wahl des Siedlungstyps und des Siedlungsplatzes bei diesen Gruppen- und Einzelsiedlern. Bei den Gruppen war oft das Vertrauen in eine gefestigte Ansiedlungsgesellschaft (wie PICA oder EMICA), bei der sich die Neusiedler besser geschützt glaubten, als bei unerprobten Kolonisatoren entscheidend. Andere ließ die größere Bodenfläche, die ihnen und ihren Kindern weitere Entwicklungsmöglichkeiten versprach, bei der Wahl zwischen Mittelstandssiedlung und einer Gruppen-Ansiedlung die Gruppe vorziehen. Oft gaben ideologische Motive den Ausschlag: diese Neusiedler wünschten sich dem Volksganzen vorbehaltlos ein-

zufügen und widersetzten sich der landsmannschaftlichen Absonderung. Zu all dem kamen auch wirtschaftliche Erwägungen, und schließlich spielte der Charakter des Siedlers eine Rolle: Menschen mit starkem Unabhängigkeitstrieb, mit großem Selbstvertrauen wählten die Einzel- und Gruppensiedlung.

Die Organisatoren des Siedlungswerks hielten in den Anfangsjahren die Einfügung von Umschichtlern in bestehende Dörfer darum für empfehlenswert, weil sie dort wirtschaftliche und gesellschaftliche Einrichtungen vorfanden, die in Neugründungen erst zu schaffen waren, und weil die orts- und berufsfremden Neusiedler aus den Erfahrungen ihrer Nachbarn, langansässiger Landwirte, lernen konnten.

Es erwies sich aber, daß diese Vorzüge in vielen Dörfern durch Mängel aufgehoben, ja weit überwogen wurden: die weniger sorgfältige, selten auf individuelle Bedürfnisse eingehende Leitung, das Fehlen eines entwickelten Kooperativwesens, einer geordneten systematischen Instruktion, einer Organisation der „gegenseitigen Hilfe“ – also all der Maßnahmen, die die Eigengründungen der mitteleuropäischen Siedler erstarken ließen – hemmte den Umschichtungsversuch.

Das Ausscheiden von Siedlern: Versuch eines Vergleiches zwischen Mittelstandssiedlungen und Gruppensiedlung

Ein Vergleich zwischen den Mittelstandssiedlungen und den Siedlungsplätzen der Gruppensiedlung zeigt die weit größere Stabilität der Siedlerschaft in den Eigendörfern. Es lohnt sich mit einiger Ausführlichkeit auf diese wichtige Frage einzugehen.

Dr. *Arthur Rupp* widmet auf S. 160 ff. seines 1925 im „Aufbau-Verlag“ (Berlin) erschienenen Buches: „Die landwirtschaftliche Kolonisation der Zionistischen Organisation in Palästina“ ein spezielles Kapitel der Frage: „Die Ansiedlung von Leuten, die bereits in reiferem Alter stehen“. Nachdem er auf die Schwierigkeiten der Umschichtung und die Bedingungen, unter denen sie gelingen kann, hin-

gewiesen hat, heißt es: „Trotz aller obigen Kautelen ist es sicher, daß nicht alle bemittelten Siedler Erfolg haben werden. Es ist eben in vielen Fällen für Leute in reiferem Alter unmöglich, sich auf die ganz anderen Verhältnisse, die sie in der Landwirtschaft Palästinas antreffen, umzustellen. *Aber es würde schon ein Erfolg sein, wenn wenigstens die größere Hälfte dieser bemittelten Siedler sich in die Landwirtschaft einlebte.*“

Wenn wir nun nachprüfen, wie groß das Ausscheiden von Siedlern der ersten Generation in den Mittelstandssiedlungen war (wobei wir Naharia, dessen Entwicklung zur Stadt das Gesamtbild verfälschen würde, nicht mitberücksichtigen), finden wir, daß bis zum Frühjahr 1958, also 25 Jahre nach der ersten und 17 Jahre nach der letzten Dorfgründung, von 505 dort angesiedelten Familien 82 in Städte zurückgezogen sind, d. h., daß im Sinne Ruppins 17 % beim Siedlungsversuch versagten. Rechnet man zu dieser Zahl diejenigen hinzu, die in dem Ort blieben, aber die Landwirtschaft aufgaben – sei es, daß sie in ihren früheren Beruf zurückkehrten, oder ein neues Fach wählten, oder sich zur Ruhe setzten – und die Wirtschaften, in denen Siedler starben, ohne landwirtschaftlich tätige Erben zu hinterlassen, die also in fremde Hände übergingen, so ergibt sich die Zahl von 118, d. h. 23,4 % aller Angesiedelten, mithin die Hälfte dessen, was Ruppin erwartete.

Der Ausfall ist in den einzelnen Orten ungleich. Sehr gering ist er in Beth Jizchak, wo an die Stelle der Verstorbenen und Altgewordenen fast überall Menschen der zweiten Generation traten. Niedrig ist er auch in Ramot Haschawim, weil der Aufbau der Wirtschaften mit ihrer genau durchdachten Organisation und ihrer Beschränkung auf Hühnerwirtschaft die Weiterführung der Wirtschaften durch Frauen und sehr alte Menschen erlaubt. Stark ist der Ausfall an aktiven Landwirten dagegen in dem stadtnahen Kfar Schmarjahu, obgleich der Ort als solcher seine Menschen fesselt. Groß war der Abgang auch in der ungewöhnlich harten Anfangszeit von Gan Haschomron und Kfar Jedidja. Nicht unterschieden wurde bei dieser Berechnung zwischen Voll- und Hilfswirtschaften, weil

häufig ein Wechsel zwischen ihnen stattfindet, und es heute kaum möglich ist, einen sicheren Maßstab für ihre Unterscheidung zu finden. Anfangs galt die verschiedene Größe der Bodenfläche als wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal. Veränderte Methoden intensiver Hühnerzucht erlauben es heute Siedlern, ihren vollen Lebensunterhalt auf kleinster Fläche zu erarbeiten. Nimmt man aber Nebenverdienste als Maßstab, so zeigt sich nicht selten, daß bessere Kapitalisierung (z. B. nach Erhalt von Wiedergutmachungszahlungen) Hilfssiedlern erlaubt, sich ganz auf ihre Landwirtschaft zu konzentrieren, während – häufiger – alternde Siedler Nebenarbeiten suchen und ihre Vollwirtschaft zur Hilfswirtschaft wird.

Es ist vielleicht wichtig, noch zu sagen, daß *Ruppin* bei seiner Annahme, nahe an 50 % der mittelständischen Siedler würden ihre Wirtschaft wieder aufgeben, an landsmannschaftlich geschlossene Dörfer dachte in Art der 13 untersuchten Orte (1925, in der Zeit der beginnenden 4. Alija, vorwiegend Dörfer von Mittelständlern aus Polen), und daß viele seiner Forderungen für die Ansiedlung „bemittelter Elemente“ in den Neugründungen der mitteleuropäischen Umschichtler nicht erfüllt wurden, bzw. nicht erfüllt werden konnten: die Festlegung einer Höchstaltersgrenze von 35–40 Jahren, die vorangegangene landwirtschaftliche Schulung, die Zusammenfassung von 50–100 Familien beim Siedlungsbeginn und anderes mehr. Erst wenn man diesen Forderungen die realen Umstände, unter denen die Dörfer begründet wurden, gegenüberstellt, kann man richtig einschätzen, wie stark die mitteleuropäischen Siedler an dem neuen Berufe festhielten, aber auch von welcher Bedeutung für die Durchführung ihres Umschichtungsversuches die kooperative Zusammenfassung, die zielbewußte zentrale Leitung und das geordnete System gegenseitiger Hilfe waren.

Um eine Vergleichszahl für das Ausscheiden in Gruppensiedlungen zu finden, haben wir die Situation in 5 Dörfern nachgeprüft, in die größere Gruppen der mitteleuropäischen Einwanderung in den dreißiger Jahren gingen: *Pardeß Chana*, *Benjamina*, *Beer-Tuwia*, *Ein Wered* und *Kfar Haroëh*.

Auch hier verzichteten wir auf die Unterscheidung zwischen Voll- und Hilfssiedlern. Es ergaben sich aber weitere Fragen: Ist z. B. der Besitzer einer Citruspflanzung, der einen wesentlichen Teil seiner Einkünfte aus ihr bezieht, ohne sich in einer irgendwie entscheidenden Art um ihre Bewirtschaftung zu kümmern, noch als „Siedler“ zu zählen? Oder sind Hilfssiedler, die kaum noch Erzeugnisse vermarkten, die ihr Land nur zur teilweisen Deckung des Eigenbedarfs bestellen, in die Zahl der Landwirte einzurechnen? Bei einer „weitherzigen“ Definition des Begriffs Siedler kommt man in den untersuchten Dörfern mit einer Anfangssiedlerschaft von 140 Familien auf einen Ausfall von 37 % (bei einer strengen Definition auf 47 1/2). Der Ausfall ist also erheblich größer als der in den 12 untersuchten Mittelstandssiedlungen – wenn auch noch immer geringer als der von Ruppín angenommene.

Unmöglich war es, statistisch den großen Kreis der mitteleuropäischen Einzelsiedler zu erfassen und die Entwicklung ihrer Wirtschaften zu verfolgen. Aber Einzeluntersuchungen zeigen, daß sich das Fehlen jedes organisierten Halts bei ihnen oft rächte, und daß der Prozentsatz der Ausscheidenden bei solchen Einzelsiedlern weit über dem in den Mittelstandssiedlungen, aber auch über dem der Gruppensiedlung liegt.

Andererseits gehören Einzelsiedler, die sich durchkämpften, jetzt zu den besten Landwirten des Landes. Sie haben bedeutende Wirtschaften, entwickelten Spezialbetriebe, gewannen große Sicherheit und Anpassungsfähigkeit, und oft ist zu beobachten, wie sich bei ihnen Willensstärke und Liebe für den landwirtschaftlichen Beruf von den Eltern auf die Kinder überträgt.

B. DIE ZWEITE GENERATION BEI GRUPPEN- UND EINZELSIEDLERN

Einflüsse auf die Entwicklung der Siedlerkinder

Das Aufwachsen in Orten mit einer landsmannschaftlich gemischten Bevölkerung, in der die besondere Atmosphäre der mitteleuropäischen Eigensiedlungen fehlt, läßt erwarten, daß die Siedlerkinder dieser Gruppe sich dem Jischuw unmittelbarer anpassen; häufigere Eheschließungen mit Partnern aus anderen Herkunftsländern scheinen dies zu beweisen. Doch ist es unmöglich, über diese stark differenzierte Schicht mitteleuropäischer Siedler Allgemeingültiges auszusagen.

Viele Faktoren wirken auf den Heranwachsenden ein. Da ist zunächst die Familie, die oft gerade in dem landsmannschaftlich uneinheitlichen Milieu bewußt und hartnäckig auf dem Überkommenen beharrt. Da ist weiter der Siedlungsort mit seinem besonderen Charakter.

Auch in den Mittelstandssiedlungen gibt es Unterschiede, doch in allen sind überscharfe Besitzdifferenzen durch ein starkes Kooperativwesen und das System der gegenseitigen Hilfe vermieden, und in allen herrscht ein Geist der Toleranz. Die Dörfer aber, in denen die Kinder der Gruppen- und Einzelsiedler aufwachsen und aufwachsen, sind völlig verschiedener Art. Da sind z. B. die individualistischen PICA-Dörfer, Pardess Chana und Benjamina, die – trotz innerer Verwandtschaft und räumlicher Nähe – in der gesellschaftlichen Atmosphäre wesentlich voneinander abweichen. Da ist der wirtschaftlich und kommunal durchorganisierte Moschaw Owdim Beer Tuwia. Da sind die Arbeiterdörfer des Hapoel Hamisrachi wie Kfar Haroëh, die ihre Menschen gesinnungsgemäß und dadurch auch gesellschaftlich auf besondere Art binden. Da sind die stadtnahen Kolonien mit ihren organisatorisch ungebundenen Individualwirtschaften wie Kfar Sirkin, Ramatajim und Raanana.

Alle jungen Israelis, die „Zabres“, zeigen gewisse einheitliche

Charakterzüge, und innerhalb dieser Gesamtheit bildet die Dorfjugend eine spezielle Gruppe (wobei „alle“ selbstverständlich nicht „ausnahmslos“ bedeutet). Aber bei dieser „relativen“ Einheit bildet eben die Wesensart der einzelnen Dörfer ein deutlich differenzierendes Moment, das den Einfluß der Familie – hier der mitteleuropäischen Familie – verstärkt oder abschwächt.

Als Drittes kommt die formende Kraft der Schule hinzu: es gibt lokale oder Bezirksvolksschulen und Aufbauklassen, die fast ausschließlich von Siedlerkindern besucht werden, und wo, innerhalb des staatlich festgelegten Schulprogramms, der Unterricht die Erziehung späterer Landwirte zu erreichen sucht. Es gibt andere Schulen, in denen die Landwirtskinder eine Minderheit bilden, in denen die Lehrer weder Kenntnis noch Verständnis für die besondere Situation der Landkinder haben, und wo der Einfluß der Schüलगemeinschaft sie zum Stadtleben hindrängt. Dies Zusammen- und Gegeneinanderwirken von Haus, Dorf und Schule bestimmt die Entwicklung des „durchschnittlichen“ Jugendlichen.

Beeinflussend wirkt aber auch das Vorhandensein oder das Fehlen, die Richtung und Erziehungsart der Jugendbewegung, wobei oft die Größe des Ortes und seine geographische Lage ausschlaggebender ist als seine politische Stellungnahme.

In sämtlichen Orten, sogar in Kibbuzim, wird betont, welche Bedeutung für die psychische und die berufliche Entwicklung der zweiten Generation die Zahl der Altersgenossen hat. Es gibt im gleichen Dorfe bisweilen Schwankungen – unerklärbare oder durch wirtschaftliche Ursachen bestimmte – so daß z. B. Altersgruppen ganz ausfallen oder unter einer Anzahl von Mädchen ein einziger Junge ist. Das Aufwachsen von Kindern ohne Kameraden ist bei den Erstgeborenen in jungen Dorfgemeinden eine häufige Erscheinung. Diese Erstgeborenen binden sich überstark an das Haus, oder sie heiraten sehr früh, oder sie verlassen Haus und Dorf, weil sie nach einer Gemeinschaft Gleichaltriger verlangen. Daß Töchter weit häufiger als Söhne aus den Dörfern fortgehen, besprachen wir schon früher als eine Welterscheinung. Bei zuerst geborenen Töchtern junger Orte

ist die Dorfflucht fast allgemein – schon darum, weil es für sie im Heimatort keine Aussicht gibt, einen Lebensgefährten zu finden.

Berufsentscheidung

Daß unter den Kindern der Einzelsiedler, die sich durchsetzten, viele bei der Landwirtschaft bleiben, wurde schon gesagt. Das gleiche gilt für die Kinder derjenigen Gruppensiedler, die an ihrem neuen Beruf festhielten und ihre Wirtschaften entwickeln konnten. Wir fanden in den 5 speziell untersuchten Orten (Pardess Chana, Benjamina, Beer-Tuwia, Ejn Wered, Kfar Haroëh), daß unter 92 schon berufstätigen Siedlerkindern 65 landwirtschaftlich arbeiteten, d. h. 70 % gegenüber 60 % in den Mittelstandssiedlungen (resp. 63 % bei Nichteinbeziehung von Naharia).

Wir nehmen an, daß zwischen den entgegengesetzten Erscheinungen dem höheren Prozentsatz der „Ausgeschiedenen“ unter den Erstsiedlern und der stärkeren Berufstreue in der zweiten Generation ein Zusammenhang besteht: das Ausscheiden schafft eine Auswahl derjenigen Familien, die dem Siedlerberuf am stärksten verbunden sind. In den Mittelstandssiedlungen, die in ihrem gesamten Aufbau für Umschichtler bestimmt waren ist diese Auswahl weniger streng.

Versuch eines Vergleichs über den Berufsweg der zweiten Generation in mitteleuropäischen und in anderen Siedlerkreisen Israels

Vielleicht ist hier der Platz, um die Berufsentscheidung der zweiten Generation aus dem mitteleuropäischen Siedlerkreis in Vergleich mit der von Dörfern zu setzen, in denen das mitteleuropäische Element fehlt oder doch ganz in den Hintergrund tritt.

Bekannt ist, daß von der zweiten Generation in den ältesten Kolonien des neuen Erez Israel nur wenige in der Landwirtschaft und in den von ihren Vätern begründeten Dörfern blieben. In einem Aufsatz von *Salman Rubaschow*, in der Monatsschrift „Der Jude“ vom

Januar 1922: „Die Privatwirtschaftliche Kolonisation in Palästina“ wird die Statistik einer großen untergaliläischen Kolonie erwähnt. Nach ihr waren im Jahre 1920 von 30 arbeitsfähigen Söhnen nur 7 in der Wirtschaft tätig, und es wird berichtet, daß in den Kolonien von Judäa der Prozentsatz noch geringer war.

Spätere Untersuchungen ergeben ein günstigeres Bild. Eine umfassende Prüfung der Arbeiterschaft vom Jahre 1937 zeigt, daß 30,7 % der Söhne aller jüdischen Väter, die in Palästina Landwirtschaft oder Fischfang betrieben, Landwirte wurden; eine von Prof. *Dov Weinryb* in 10 privatwirtschaftlichen Dörfern durchgeführte Studie⁹ nennt für das Jahr 1939 die Prozentzahl 51,6 bei den Siedlersöhnen und 39,7 bei den Siedlertöchtern.

Aufschlußreicher sind für uns Studien aus der Periode, in die unsere eigene Untersuchung fällt. Ende 1957 sandte das israelische Unterrichtsministerium an eine Reihe von Arbeiterdörfern (Moschwej-Owdim), die zwischen 1921 und 1936 begründet worden waren, Fragebogen, um sich über die Situation der zweiten Generation zu orientieren und aus ihr Schlüsse über den Wert von Aufbauschulen in den Siedlungen zu ziehen. Das Resultat der Untersuchung in 19 dieser Ortschaften wurde als „vorläufiger Bericht“ in dem internen Nachrichtenblatt der Arbeiterdörfer-Bewegung („Jedioth Lechawrej T'nuat Moschwej Haowdim Be'Israel“) vom 17. 12. 1958 publiziert.

Die in den Fragebogen gestellten Fragen decken sich im wesentlichen mit den unsrigen. Aber in der Untersuchung des Unterrichtsministeriums wird nicht zwischen den bereits Berufstätigen und Siedlerkindern, die noch in der Ausbildung oder anschließend im Militärdienst sind unterschieden, und da die Untersuchung sich nur auf die mehr als Siebzehnjährigen bezieht, während wir in den Mittelstandssiedlungen alle Volksschulentlassen zu erfassen versuchten, ist ein unmittelbarer Vergleich zwischen den Ergebnissen nicht möglich. Immerhin ist es interessant, daß die erwähnte Studie, allerdings

⁹ *Dov Weinryb*, Hador Hascheni b'Erez-Israel – Ararat Publishing Society, (London 1959).

mit großem Vorbehalt feststellt: In 10 von den 19 Arbeiterdörfern wurden oder werden mehr als 50 % der Siedlerkinder wieder Landwirte, und in 8 von diesen Dörfern arbeitet die Hälfte oder mehr im Heimatdorf.

Unserer eigenen Untersuchung näher ist eine Erhebung der „Bewegung der Arbeiterdörfer“ vom Frühling 1958 über den Berufsweg der zweiten Generation in Kfar Witkin, dem bedeutendsten Moschaw Owdim des Landes mit 170 Siedlerstellen. Diese Erhebung zeigt, daß hier von insgesamt 204 schon berufstätigen Kindern aus Siedlerfamilien 121 Landwirte sind, also 59,3 %. Von ihnen arbeiten 93 in Kfar Witkin selbst, 28 außerhalb. Von den Übrigen sind 17 im Lehrfach, 4 Berufssoldaten, 10 in der medizinischen und Sozialarbeit, 52 in „verschiedenen Berufen außerhalb des Dorfes“.

Diese Zahlen zeigen starke Ähnlichkeit mit den von uns im mitteleuropäischen Siedlerkreis errechneten. Sie beweisen, daß die mitteleuropäischen Siedler, die zwar vielfach finanziell besser ausgestattet waren als die Landarbeiter-Siedler, dafür aber „Umschichtler“ mit allen Schwierigkeiten der Neuansiedlung waren, ihre Familien nicht weniger stark in den Dörfern Israels verwurzelten als die besten aus der Schicht der Siedler anderer Herkunft.

C. ZWÖLF DÖRFER UND IHRE MITTELEUROPAISCHEN SIEDLER

Wie bereits früher gesagt, gilt alles, was im ersten Teil dieser Studie über die „Umschichtler“ geschrieben wurde, und vieles, was dort über die „zweite Generation“ zusammenfassend dargestellt wurde, für die Gesamtheit der mitteleuropäischen Siedler.

Aber da diese allgemeinen Erscheinungen bei den Gruppen- und Einzelsiedlern unter dem Einfluß der Dörfer, in die sie gingen, vielfältig variiert wurden, scheint es uns richtig, hier einige dieser Orte beispielhaft zu schildern – ausführlicher, wenn sie durch Problematik und Entwicklung, oder auch als Spiegel für das Gesamtgeschehen

von besonderem Interesse sind, andere kurz, um nur das Gerüst des Dorfes, bzw. des mitteleuropäischen Siedlerkreises in ihm zu zeigen.

Stets wird auch hier die Berufswahl der zweiten Generation speziell behandelt. In einigen Orten wird die Schilderung von Siedlerkindern oder Gespräch mit ihnen angeschlossen ¹⁰.

Pardess Chana ¹⁰

In das 1928 von der PICA mit bewährten Landarbeitern begründete Pardess Chana, nahe von Chedera im nördlichen Scharon, ging auf Rat der landwirtschaftlichen Abteilung der Hitachduth Olej Germania die früheste, größte und kapitalkräftigste Gruppe mitteleuropäischer Neusiedler. Vor die Wahl gestellt, in dem erst projektierten Ramot Haschawim oder in Pardess Chana zu siedeln, zogen viele das PICA-Dorf vor, weil sie sich hier einem gesicherten Ort anschließen konnten, in dem bereits 8 Familien der früheren Einwanderung aus Deutschland siedelten. Die Bodenzuteilung durch die PICA (20 Dunam für Citrus-Pflanzung und 5 Dunam für Hof- und Gemüsegarten) schien ihr eine gesicherte Existenz zu bieten, und versprach, auch herangewachsenen Kindern Lebensmöglichkeiten zu geben. Die große, durch internationales Kapital gesicherte Ansiedlungsgesellschaft schien ihnen eine zuverlässigere Stütze als ein privater Initiator.

Die ersten 40 Familien schlossen 1933 ihre Verträge mit der PICA ab, andere folgten, und zu Beginn des zweiten Weltkrieges bildeten 60 mitteleuropäische Siedlerfamilien die Hälfte der gesamten Siedlerschaft. Diese Neusiedler waren alle Umschichtler. 11 unter den ersten 40 waren Akademiker (6 Juristen und 5 Ärzte), die übrigen meist Bankleute oder Großkaufleute. Ihr Durchschnittsalter war bei Siedlungsbeginn 42 Jahre, also noch ein Jahr höher als das der Siedler in Ramot Haschawim. Das mitgebrachte Kapital war verhältnismäßig hoch. Aber es fehlte jede kooperative Ordnung, auch jede ge-

¹⁰ Die Schilderung der Anfangsjahre in mehreren der Dörfer stützt sich auf unsere Studien aus dem Jahre 1942 (s. Anm. S. 23).

meinsam organisierte Instruktion, und die gegenseitige Hilfe der Neusiedler untereinander war durch ihre Ansiedlung an weit auseinander liegenden Stellen des großen Bodenkomplexes sehr erschwert.

Dazu kam, daß die Siedler, unberaten, viel zu groß und teuer „um ihre Möbel herum“ bauten. Da sich in den ersten Jahren eine Reihe von unerwarteten Schwierigkeiten herausstellte, insbesondere das rasche Versanden aller am Ort gebauten Brunnen, das schließlich zum Bezug von teurem Wasser aus den Quellen eines benachbarten Dorfes zwang, war dieser Siedlungsbeginn ungewöhnlich schwer und konfliktsreich.

Dazu wollte es das Unglück, daß genau zu der Zeit, als die Citruspflanzungen die ersten Ernten gaben, die „Pardess-Krise“ einsetzte. Die entschlossensten Landwirte versuchten, sich durch Intensivierung der gemischten Landwirtschaft über Wasser zu halten; andere suchten Nebenverdienste. Alle verkauften, was sie noch an wertvollem Sachbesitz hatten, und vermieteten ihre großen Häuser. Während des Weltkrieges war es keine Ausnahme, daß früher verwöhnte Familien im Kuhstall wohnten. Doch gab es damals kaum einen, der Pardess Chana verließ oder seine Citruspflanzung vertrocknen ließ.

Eine grundsätzliche Änderung im Leben und in der Entwicklung des Ortes trat nach der Gründung des Staates Israel ein. Die Pardess-Krise war damals überwunden, und die ursprünglich in die Pflanzungen gesetzte Hoffnung erfüllte sich. Aber zugleich veränderte sich der gesellschaftliche Charakter des Ortes. Nach Beginn der Masseneinwanderung der Jahre 1948 bis 1951 richtete die Jewish Agency in den freigewordenen Militärlägern bei Pardess Chana die größten Übergangslager des Landes ein, in denen viele Tausende von wohnungs- und oft berufslosen Einwanderern untergebracht wurden. Viele dieser provisorisch Untergebrachten blieben im Dorf: als Bau- oder Landarbeiter, als Handwerker, als Angestellte, als Händler. Geschäfte wurden eröffnet, kleine Industrieunternehmen entstanden, neue Wohnviertel wurden erbaut. So hat Pardess Chana,

das 1933 500 Menschen zählte, heute 8000 Einwohner. Es ist kein Dorf mehr, und Menschen mitteleuropäischer Herkunft bilden in ihm eine kleine Minderheit.

Der mitteleuropäische Siedlerkreis

Unsere Frage war: Wieviele mitteleuropäische Familien sind in dieser Periode völliger Umwandlung in ihrer Wirtschaft geblieben, und was wurde aus ihren Kindern?

Es ergab sich, daß Landwirtschaft, d. h. hier vorwiegend Citruspflanzung (obgleich auch andere Zweige der Wirtschaft sich inzwischen entwickelten), weiter als die wichtigste Lebensgrundlage des Ortes gilt. Der landwirtschaftliche Ausschuß von Pardess Chana zählte im Frühjahr 1958 unter insgesamt 180 noch 43 mitteleuropäische Siedlerfamilien. (Diese Zahl umfaßt nicht die Siedler aus Meged, über die wir gesondert berichteten, obgleich Meged kommunal zu Pardess Chana gehört.) Ein Ausfall von weniger als 30% – 17 von 60 Siedlern – liegt in den Grenzen des Normalen, besonders wenn man weiß, daß 10 der frühen Siedler starben, und daß 4 weitere sehr alt oder leidend sind.

Um die Situation aber richtig zu beurteilen, ist zu beachten, daß Mitgliedschaft bei der Organisation der Landwirte, der Moeza Chaklaït, nur den Besitz einer Siedlerstelle, nicht aber ein Leben als Landwirt voraussetzt. Große Gesellschaften und private Verwalter übernehmen oft die Bearbeitung der Citruspflanzungen und die Vermarktung der Früchte.

Eine genaue Durchsicht der Listen der Moeza Chaklaït in Pardess Chana zeigte, daß 7 frühere Siedler ihren Pardess als reine Einnahmequelle behielten, während sie sich zur Ruhe setzten oder in anderen Berufen voll beschäftigt sind. 8 verwalten ihren Besitz noch selber (unter ihnen zwei Witwen und zwei praktizierende Ärzte), lassen aber die Bearbeitung völlig durch Lohnarbeiter durchführen. Als von den Siedlern selbst geführte Wirtschaften blieben also unter 60 nur noch 28 bestehen, davon 3 als Hilfswirtschaften. Von den 25 Vollwirtschaften haben allerdings viele sehr erheblichen Umfang

und großzügigen Anbau. Auch bei ihnen stehen die Citruspflanzungen im Zentrum; doch gibt es in ihnen heute auch große Kuhställe, Hühnerställe und einen bedeutenden Anbau von Industriepflanzen.

Die zweite Generation

Unsere Untersuchung über die zweite Generation in mitteleuropäischen Familien zeigt, daß von 33 schon berufstätigen Siedlerkindern 23 in der Landwirtschaft beschäftigt sind, von ihnen 15 in Pardess Chana selbst, 4 in Kibbuzim, einer in einem neuen Moschaw Owdim, einer in der landwirtschaftlichen Versuchsstation und 2 mit Landwirten verheiratete Töchter in anderen Dörfern.

Von den 10 Nichtlandwirten arbeiten 5 in Pardess Chana (eine Musiklehrerin, ein Anwalt, ein Büroangestellter, zwei Beamte der zentralen Körperschaften) und 5 außerhalb (ein Staatsbeamter, ein aktiver Offizier, ein Polizei-Offizier, eine Sozialarbeiterin, ein Autobus-Chauffeur).

Unser besonderes Interesse galt den 15 Landwirten am Ort. Von ihnen sind zwei Mitarbeiter in der Wirtschaft ihrer Väter, zwei wurden neu angesiedelt, einer ist Instruktor und 6 führen die erheblich erweiterten Wirtschaften ihrer Väter weiter (unter ihnen zwei zusammenarbeitende Brüder). Hinzu rechnen wir – ebenso wie in der Statistik der Mittelstandsdörfer – 4 mit selbständigen Siedlern am Ort verheiratete Siedlertöchter. Zwei Söhne dieser Familien, die als Landwirte ausgebildet waren, sind im Kriege gefallen.

Der Anteil der Siedler an allen Berufstätigen der zweiten Generation, fast 70 %, entspricht also dem in den besten Mittelstandssiedlungen, nur ist der Ausfall an ursprünglichen Siedlerfamilien weit größer als dort.

Im Gespräch mit Siedlern der zweiten Generation erklärten diese, daß die Citrus-Krise in den für ihre Berufswahl entscheidenden Jahren, in denen die Lage der gemischt-wirtschaftlichen Dörfer schon leichter wurde, viele von ihnen in andere Berufe getrieben hat. Bei den Jüngeren sei dies anders. Seitdem die Citrus-Wirtschaft gute

Erträge bringt, würden alle, die nicht ausgesprochen andersartige Begabungen haben, Landwirte.

Die Statistik scheint diese Ansicht nicht zu bestätigen. Unter den wenigen Jugendlichen der mitteleuropäischen Familien, die jetzt noch in der Ausbildung stehen (resp. ihrer Militärpflicht genügen), sind zwei Schüler der Landwirtschaftsschule in Mikwe Israel, eine Schülerin im landwirtschaftlichen Gymnasium von Pardess Chana und ein Student auf der landwirtschaftlichen Hochschule. Diesen vier, die aller Wahrscheinlichkeit nach in der Landwirtschaft bleiben werden, stehen aber vier andere gegenüber, die sie verlassen wollen. Über die etwa 10 Volksschüler läßt sich noch nichts aussagen.

Die Erklärung dürfte sein, daß unter den jetzigen Landwirten der zweiten Generation nicht wenige sind, die zu dem Kreis der „Ältesten“ gehören, den wir früher charakterisierten. Sie sind mit ihren Eltern in einem Alter eingewandert, in dem sie sofort in der Wirtschaft mithelfen mußten, und in einer Zeit, in der für ihre Eltern, aber auch für sie selbst, die Arbeit in der Landwirtschaft der einzige Weg zur Erfüllung des zionistischen Ideals war. Bei den Jüngeren dagegen wirkt sich die Tatsache aus, daß die geänderte Zusammensetzung der israelischen Bevölkerung den Übergang von Kindern aus kultivierten Familien in intellektuelle Berufe wieder wünschenswert erscheinen läßt, und daß die bessere finanzielle Lage der Siedler es erlaubt, Kinder in Mittel- und Hochschulen zu schicken.

Es muß hier noch hinzugefügt werden, daß die PICA, als sie nach dem Tode von Baron *James de Rothschild* ihre Besitztümer den nationalen Institutionen Israels übergab, 600 Dunam dem Ort Pardess Chana überließ mit der speziellen Anweisung, sie zum Nutzen von Landwirten der zweiten Generation zu verwenden. Ein verwaltendes Komitee beschloß, diese Böden für neue Ansiedlung zu reservieren und dabei Siedlersöhne, die sich nach landwirtschaftlicher Schulung selbständig machen wollen, zu bevorzugen. Diese Ansiedlung ist im Sommer 1959 erfolgt.

Ein Beispiel: Zwei Brüder aus der zweiten Generation

Die Brüder sind Söhne eines früher führenden Siedlers, der bei der Arbeit auf seinem dem Militärlager benachbarten Hof, direkt vor Abzug der englischen Soldaten, durch eine verirrte Kugel erschossen wurde. Er war vor der Einwanderung Bankdirektor in einer deutschen Mittelstadt und dort zusammen mit seiner um 10 Jahre jüngeren Frau aktiv für den Zionismus tätig. Die Söhne waren in diesem Sinne erzogen, und als der Vater 1933 als ein 52jähriger Mann mit der Siedlung begann, war es ihnen selbstverständlich, den schwer arbeitenden Eltern zu helfen. Der Ältere war damals 12 Jahre, der Jüngere erst 9 Jahre alt, so daß der Kleine selbstverständlich noch die Volksschule besuchte. Der Ältere lernte nach der Arbeit zu Hause, kam mit 16 Jahren für ein Jahr in die landwirtschaftliche Schule nach Mikwe Israel, diente dann im Weltkriege 5 Jahre beim englischen Militär bzw. in der jüdischen Brigade und war ein weiteres Jahr im Kriege 1948 mobilisiert. Der Jüngere begann nach Beendigung der Volksschule zu Hause mitzuhelfen, lernte dazwischen abends und war vom 16. bis zum 18. Lebensjahr in der landwirtschaftlichen Regierungsschule für Siedlersöhne, der Kaduri-Schule. Anschließend ging er in die von den Juden Palästinas „illegal“ organisierte Truppe, die Palmach, und hatte nach der Staatsgründung noch einmal 2 Jahre lang beim Militär zu dienen.

„Ja, so war und ist unser ganzes Leben eine Mischung von Landarbeit und Militärdienst“, sagten die beiden Männer unpathetisch. Der Ältere fügte hinzu: „Glauben Sie nicht, daß wir uns beklagen. Es geht uns gut. Wir haben bei einem befriedigenden Lebensstandard unser Auskommen. Nur haben wir hier, ebenso wie die Bauern in Benjamina und Sichron Jacob, als private Landwirte nicht die tatkräftige Stütze wie die Arbeitersiedler und auch die Siedler in den Mittelstandsdörfern.“ Und er erzählte von der Wirkung der Besteuerung, die die beiden jungen Menschen, die voller Energie und hervorragend ausgebildet sind, dazu brachte, ihren Anbau nicht weiter auszudehnen.

Bis sie diesen Entschluß faßten, arbeiteten sie beide bis zu 16 Stunden am Tage, übernahmen auch noch Außenarbeit, um einen kleinen Traktor, den sie sich kauften, abzuzahlen. Jetzt haben sie ihre Arbeitszeit auf 12 Stunden täglich begrenzt und beschlossen, sich abwechselnd 10 Tage Jahresurlaub zu gönnen. Sie beschäftigen zwei feste Arbeiter aus der Schicht der neuen Einwanderer und saisonmäßig eine Reihe von Tagelöhnern. Neben dem Pardess, den sie durch Neupflanzung erheblich erweiterten, bebauen sie 25 Dunam mit Zuckerrüben, die sie

an die Zuckerfabrik in Afule liefern, einige Felder mit Getreide, andere mit Erbsen, für deren Absatz sie ein Abkommen mit einer Konservenfabrik schlossen, da in Pardess Chana bis heute eine gemeinsame Vermarktungsstelle für Gemüse fehlt.

Die beiden jungen Landwirte haben Familien gegründet. Der jüngere heiratete eine im Ort geborene Frau aus polnisch-jüdischer Familie, die Lehrerin blieb, obwohl sie jetzt 3 Kinder haben; der Ältere heiratete ein Mädchen bulgarisch-jüdischer Herkunft, mit der er zwei Kinder hat. Beide Brüder bauten sich eigene Häuser, der eine auf dem elterlichen Grundstück, der zweite daneben auf neu gekauftem Boden, während in dem ursprünglichen Haus die verwitwete Mutter wohnt. Sie zieht die Enkelkinder mit groß, und auch die Schwiegertöchter, die sonst nur hebräisch sprechen, nennen sie „Mutti“.

Im ganzen ist das Leben der beiden, auch ihrem eigenen Gefühl nach, sehr befriedigend. „Wir sind zufrieden, hier und nicht in der Stadt zu sein“, sagten sie mir.

Benjamina

Auch Benjamina ist eine Gründung der PICA, und auch dorthin ging in den ersten Jahren der 5. Alija eine Gruppe von Neusiedlern aus Deutschland. Aber die Siedlungs- und Lebensbedingungen waren verschieden von denen in Pardess Chana.

Benjamina war 1922 mit 25 durch PICA angesiedelten Landarbeitern entstanden und war rasch durch Zuzug von Siedlern aus den verschiedensten Kreisen und von städtischen Elementen gewachsen. Anfang der dreißiger Jahre machte es mehr einen kleinstädtischen als einen dörflichen Eindruck. Die Kuhställe, die anfangs die Grundlage der Wirtschaften bildeten, waren zurückgegangen – nicht zum wenigsten weil „Tnuva“, die zentrale Absatzorganisation der jüdischen Arbeiterschaft, die Vermarktung der Milch ablehnte, da die Bauern von Benjamina arabische Arbeiter beschäftigten, und weil der in sich uneinigen Siedlerschaft der Aufbau einer eigenen Koope- rative nicht gelang. Dagegen hatte sich der Weinbau entwickelt, und junge Citruspflanzungen versprachen nach einigen Jahren gute Ein- nahmen. Die Wirtschaftslage war im ganzen nicht schlecht. Aber gesellschaftlich war dieser Siedlungsversuch mißlungen.

Daß sich trotzdem 17 Umschichtler aus Deutschland – meist jüngere Menschen – dazu entschlossen, nach Benjamina zu gehen, geschah, wenigstens bei den Besten, weil sie sich die Kraft zutrauten, der von der PICA geäußerten Hoffnung zu entsprechen und „als ein aufgepfropftes Reis den alten Stamm zu veredeln“. Sie brachten verhältnismäßig große Summen mit, und da die PICA ihnen für die zugewiesenen Böden – 5 Dunam bewässerbares Land am Haus und 30 Dunam abseits gelegen für Futteranbau, Wein- und Citruspflanzungen – das Bodenkaufsgeld stundete, glaubten sie, sich von arabischer Lohnarbeit freihalten zu können. Jedem Stall wurde ein Zimmer angebaut, in dem ein jüdischer Arbeiter untergebracht werden sollte.

Aber die PICA und die Siedler hatten die Anfangsschwierigkeiten jeder neuen Wirtschaft in einem unorganisierten Ort unterschätzt und die Einflußmöglichkeiten einer kleinen Gruppe von neuen Siedlern falsch beurteilt – besonders einer uneinheitlich zusammengesetzten und in drei weit auseinander liegenden Straßen angesiedelten Gruppe. So verlief die Entwicklung in der Art, daß einige sich den alten Siedlern assimilierten und andere ganz abseits blieben. Nur die zwei Wohlhabendsten konnten den Plan ausführen und ständig einen festen jüdischen Arbeiter aufnehmen.

In den anderen Wirtschaften arbeiteten in den Anfangsjahren und in der bald einsetzenden Pardess-Krise Mann und Frau bis zur letzten Erschöpfung ohne jede Hilfe. Das dem Stall angebaute Zimmer wurde vermietet, und es gab auch hier Zeiten, in denen das ganze Wohnhaus vermietet werden mußte, und die Familien im Stallzimmer wohnten. Für Saisonarbeiten aber nahmen sie schließlich, ebenso wie die älteren Siedler Benjamins, arabische Arbeiter.

Unsere Frage war auch hier, wie sich die mitteleuropäischen Siedlerstellen seither entwickelten, und wie die Stellung der zweiten Generation zur Landwirtschaft ist.

Von den 17 seit 1934 angesiedelten mitteleuropäischen Familien sind 5 aus Benjamina weggegangen, und eine Siedlerstelle wurde als Wirtschaft aufgelöst. Die 11 Wirtschaften, die bestehen blieben,

haben heute im allgemeinen 10–15 Dunam tragenden Pardess, 15 Dunam Weingarten und Hühnerställe mit 500–1500 Legehühnern. Die Hühnerwirtschaft, die zunächst fast ausschließlich von Neusiedlern entwickelt wurde und bei ihnen noch jetzt am bedeutendsten ist, während die Altsiedler neben Pardess und Weingärten heute vielfach wieder Kuhställe und Gemüseanbau betreiben, führte schließlich den Kreis der mitteleuropäischen Siedler zu einem kooperativen Zusammenschluß. 1949 entstand die Kooperative „Eschel“, die sich, obwohl sie nur 17 Mitglieder umfaßt (unter ihnen 11 aus dem Kreis der mitteleuropäischen Siedler), zu einem Unternehmen entwickelte, das seinen Mitgliedern ein Gefühl der Sicherheit gibt und einen nicht unerheblichen finanziellen Wert darstellt.

Die zweite Generation

Von den 5 vor 1933 ansässigen deutsch-jüdischen Siedlerfamilien sind nur noch 3 landwirtschaftlich tätig, davon 2 in bedeutenden Wirtschaften, von denen eine von Vater und Sohn, eine von einem Sohn allein betrieben wird. Von den nach 1934 Angesiedelten sind 8 Siedlerkinder bereits Landwirte oder sind doch entschlossen, es zu werden. 7 – vorwiegend Mädchen – verließen die elterliche Wirtschaft und das Dorf.

Ebenso wie in Pardess Chana hat die PICA vor Aufgabe ihrer Tätigkeit im Lande auch in Benjamina eine Bodenfläche zur Ausstattung von Siedlerkindern bestimmt. Das Komitee, das für beide Orte gemeinsam mit der Durchführung dieser Aktion beauftragt wurde, hat, entsprechend den anderen Bedingungen des Ortes, für Benjamina entschieden, daß alle Siedler, bei denen der Landbesitz für mitarbeitende Kinder nicht ausreicht, 15 Dunam Zusatzboden bekommen. Unter den 1933/34 angesiedelten Einwanderern aus Mitteleuropa ist eine solche Zuweisung an 5 Familien erfolgt.

Beer Tuwia

Beer Tuwia, der südlichste Siedlungspunkt, in den mitteleuropäische Umschichtler gingen, hat von allen Orten, in denen Gruppen von Siedlern aus Deutschland leben, wohl am stärksten dörflichen Charakter. Sehr viel hat sich in dem Ort seit dem Jahre 1942 verändert. Damals waren noch alle Häuser zweizimmerige Würfel. Der „deutsche Meter“, die um einen Meter vergrößerte Terrasse (die einzige Vergrößerung, die die 21 Familien aus Deutschland, die 1934 das Dreifache an Kapital wie die früheren Siedler einzuzahlen hatten, beim Bau der Häuser durchsetzen konnten) machte viel böses Blut, und die ersten Vorgärten, die diese Siedlerfrauen anlegten, waren noch als „Zeit- und Geldvergeudung“ umstritten. Die Toiletten und Duschen aller Häuser waren im Hof und jede Hausfrau buk in einem in den Boden eingebauten arabischen Ofen ihr eigenes Brot.

Jetzt sind sämtliche Häuser vergrößert oder im Ausbau. Kaum irgendwo ist die Toilette noch im Hof. Große Gärten sind um alle Häuser herum angelegt. Die Backöfen sind verschwunden, weil längst Brot aus einer Bäckerei geliefert wird. Nur wenige Familien haben nicht ihren Gaskocher in der Küche, und auf vielen Dächern sieht man Sonnenwärmer, die in diesem südlichen Landstrich den Petroleum-Badeofen verdrängen. „15 Jahre ohne Badewanne, 15 Jahre Abtritt im Hof und diese furchtbare Enge im Haus. Die Frau ist nicht mehr jung; hohe Zeit, daß wir ausbauen“ – sagte mir einer der Siedler, als er mir stolz den noch nicht beendeten Anbau zeigte. 10 Jahre nach allen andern ganz mittellos nach Beer Tuwia gekommen, hat er mit eigenen Händen den Kuhstall erweitert, die Waschküche und den kleinen Hühnerstall erbaut und all dies aus eigener Kraft geschaffen, nicht etwa mit Hilfe von Wiedergutmachungszahlungen. Solche Zahlungen haben zwar einigen unter den aus Deutschland stammenden Familien geholfen, ihr Haus und ihre Wirtschaft zu erweitern, ein paar haben sich dafür Traktoren anschaffen können, aber Wiedergutmachungen spielen bei

den mitteleuropäischen Siedlern in Beer Tuwia keine wesentliche Rolle.

Es ist ein blühendes, reiches Dorf, aber es ist – vielleicht nahm es gerade darum seine Entwicklung – ein reiner Siedlungspunkt geblieben, ein von den Städten des Landes und auch von der Hauptstraße abgelegener Ort.

Schon 1887 als südlichster Platz des Jischuw begründet, aber während der Araber-Unruhen des Jahres 1929 völlig zerstört und verlassen, wurde Beer Tuwia 1930 mit 45 Arbeitern, denen der Keren Kajemet für ihre Wacht über den Boden von Merchawia Dank schuldete, aus Mitteln des damals begründeten Emergency-Fund und der ICA neu begründet. Da ein so kleiner Ort an diesem isolierten Platz immer wieder gefährdet schien, beschloß EMICA im Jahre 1934, eine Gruppe von 60 Siedlern aus dem Kreis der Einwanderer aus Deutschland dort hinzubringen, die sie mit weniger Boden, aber sonst wie die anderen ausstattete.

Die mitteleuropäischen Siedler in Beer Tuwia

Die Zusammenstellung der Gruppe von Neusiedlern erfolgte durch die Hitachduth Olej Germania, die Kreditgewährung durch die „Deutsche Abteilung“. Aber anstelle der vorgesehenen 60 gingen nach Beer Tuwia nur 21 Familien aus Deutschland, die meisten landwirtschaftlich vorgeschult und noch jung, weil ältere Umschichtler fürchteten, den Anforderungen eines so abseitigen und exponierten Dorfes und dem Zusammensiedeln mit Menschen der zweiten und dritten Alija nicht gewachsen zu sein.

Daß hier die deutsch-jüdischen Siedler im allgemeinen jünger als die anderen Bauern waren, gab ihnen die Kraft auszuhalten. Andererseits erschwerte es den Anfang; denn in vielen der älteren Familien waren die Halbwüchsigen schon wichtige Helfer, als die Pflege von kleinen Kindern die mitteleuropäischen Siedlerfrauen besonders belastete. Inzwischen hat sich dies natürlich ausgeglichen. Auch die jüngsten unter den deutsch-jüdischen Familien, Mann und Frau aus besten jüdischen Bürgerkreisen, die sich kurz vor der Ansiedlung

mit 18 und 19 Jahren verheiratet hatten, haben jetzt schon große Kinder und sind noch so arbeitsfähig, daß sie heute zu den führenden und aktivsten Persönlichkeiten der Dorfgemeinschaft gehören.

Von den anfangs 21 Wirtschaften dieser Gruppe wurden 7, also ein Drittel von allen, aufgelöst. 5 Umschichtler gingen in die Stadt zurück. Ein älterer Siedler hat sich in einem Kibbuz ein Haus gebaut, und ein Arzt nahm seinen Beruf wieder auf, als Mangel an Ärzten für die Landbezirke auftrat, und arbeitet in einem Kibbuz in der Nähe von Beer Tuwia. Einer der Siedler, der der Dorfgemeinschaft ungewöhnlich viel gab – er begründete ein Kinderorchester und bildete das künstlerische Verständnis der für Musik aufgeschlossenen, aber ungeschulten Siedler – ist 1955 gestorben. Sein Besitz wird durch Tochter und Schwiegersohn weiter bearbeitet und gehört, wie man mir sagte, heute zu den erfolgreichsten am Orte.

So gibt es jetzt in Beer Tuwia unter den insgesamt 95 Vollsiedlern 17 mitteleuropäische Familien. Hinzu kommen 4 Familien aus Deutschland, die als Handwerker und Angestellte Hilfswirtschaften betreiben.

Die zweite Generation

Der besondere Charakter Beer Tuwias, sein rein dörfliches und doch kulturell hochstehendes Leben, wirkt sich dahin aus, daß die gesamte zweite Generation des Ortes, auch die der mitteleuropäischen Siedlerfamilien, ungewöhnliche Berufstreue zeigt. Von 11 erwachsenen Kindern aus deutsch-jüdischen Familien wurde nur eines nicht Landwirt (eine Tochter, die in der Stadt als Krankenschwester arbeitet). 7 dieser jungen Landwirte sind im Ort – 3 als selbständige Siedler, 4 als Helfer der Eltern – und 3 leben außerhalb – ein Sohn in einem Kibbuz, 2 verheiratete Töchter in einem Moschaw Schitufi.

Von 16 Halberwachsenen, die in der Berufsvorbereitung oder im Militärdienst stehen, besuchen 2 Söhne Landwirtschaftsschulen, eine Tochter die Wizo-Haushaltungsschule, die in der Regel wieder zur Landwirtschaft führt. Ein Junge geht in der Absicht zu studieren, aufs Gymnasium, ein besonders begabter Physiker beendet das Tech-

nikum und wird während des Militärdienstes in seinem Fach beschäftigt, 4 Töchter sind in oder nach einer Ausbildung als medizinische Hilfskräfte. Aber zwei von diesen Mädchen, die als Säuglingspflegerinnen ausgebildet wurden, haben nicht die Absicht, den gelernten Beruf auszuüben, sondern planen, in der Wirtschaft der Eltern mitzuarbeiten. Dazu gibt es 6 Siedlerkinder aus deutsch-jüdischen Familien – 4 im Militärdienst und zwei noch vor Beginn der Dienstzeit – die nach Abschluß des zehnjährigen Lehrganges nicht weiterlernten, sondern unmittelbar in der Wirtschaft mitarbeiten. Also auch in dieser Gruppe von 16 Halberwachsenen werden voraussichtlich 11 Landwirte werden.

Beer Tuwia hat eine zehnklassige Schule, also zwei Aufbauklassen nach der Volksschule, in denen neben Englisch als zweite Fremdsprache Arabisch gelehrt wird (nicht wie sonst zumeist im Lande Englisch und Französisch). Nach einem vieldiskutierten Plan sollen in gleicher Art wie in den Kibbuzschulen 2 weitere Klassen hinzugefügt werden. Ebenso wie im Kibbuz verlassen auch hier nur Kinder von schwacher intellektueller oder mit ausgesprochen handwerklicher Begabung die Schule schon nach 8 Jahren. 13 Kinder aus den besprochenen Siedlerfamilien sind heute noch in der Volks- und Aufbauschule. Die Neigung all dieser Kinder, besonders der Jungen, scheint weiter zur Landwirtschaft zu gehen.

Die Siedlerkinder, die ich in Beer Tuwia sprach, gingen aus Höflichkeit ins Deutsche über, das sie mit dem typischen Akzent von Kindern sprachen, die schon im Lande geboren wurden, das sie aber auch lesen und schreiben können. Im übrigen sind die Kinder aus diesen Familien ganz in die Jugend des Ortes hineingewachsen, und rein mitteleuropäische Ehen sind in der zweiten Generation die Ausnahme. Ebenso wie die gesamte Siedlerjugend des Landes zeigen die jungen Siedler von Beer Tuwia eine Neigung zur Arbeit auf weiten Flächen. Die gute Bodenausstattung sämtlicher Siedler im Dorf, die jetzt 44 Dunam bewässerbar und 20 Dunam unbewässerten Boden bestellen und mit Traktoren arbeiten, dürfte eine Rolle bei der Entscheidung so vieler Siedlerkinder, Landwirte zu bleiben, spielen.

Kfar Sirkin

Bei der Beobachtung des Werdegangs mitteleuropäischer Siedlerfamilien ist Kfar Sirkin von besonderem Interesse. Allerdings wich der Kreis der dort im Jahre 1935 und 1936 Angesiedelten von den „Umschichtlern“ vielfach ab: zu ihnen gehörten mehr schon in Deutschland landwirtschaftlich vorgeschulte jüngere Menschen. Wenige brachten ein Kapital mit, das als Grundlage für eine mittelständische Volkswirtschaft ausreichte. In Altersschichtung und Besitz ähnelten die Siedler von Kfar Sirkin den ersten der Mittelstandssiedlung Kfar Jedidja.

In den Berichten von Dr. *Krolik*¹¹ aus den Jahren 1935 und 1936 wird „Maimonia“ (dies war der ursprüngliche Name des Siedlungspunktes) als „Neugründung, gemeinsam mit nichtdeutschen Siedlern“ angegeben. Diese Nichtdeutschen waren 60 Arbeiter aus Petach Tikwa, für die Hilfssiedlungen eingerichtet wurden. Jede Wirtschaft war mit 5 Dunam bewässerbaren Keren Kajemet-Bodens und einem primitiven Zwei-Zimmer-Wohnhaus ausgestattet. Die 60 Familien aus Deutschland wurden ebenso ausgestattet und unter die Ansiedler aus Petach Tikwa zerstreut. Während diese aber hier wirklich nur eine Hilfswirtschaft suchten, beabsichtigten etwa 20 der deutsch-jüdischen Familien, Vollsiedlungen aufzubauen.

Bei diesem Versuch stießen sie auf große Schwierigkeiten. Für eine volle Wirtschaft waren 5 Dunam ganz unzureichend. Dazu litt Versorgung und Vermarktung durch Organisationsfehler. „Hamaschbir“, die einzige Versorgungsstelle im Ort, war schlecht geführt, und „Tnuva“ vernachlässigte den Absatz der kleinen und ungleichen Quanten. Die Siedler, die ernsthaft Landwirtschaft betrieben und daraus ihren vollen Lebensunterhalt gewinnen wollten, schlossen

¹¹ Dr. S. *Krolik*, Zwei Jahre Ansiedlung deutscher Juden in Palästina, Bericht der landwirtschaftlichen Abteilung der „Zentralstelle für die Ansiedlung deutscher Juden beim Merkaz der Hitachdut Olej Germania“ (im Bericht der H. O. G. an den 19. Zionistenkongreß – Sonderdruck aus dem „Mitteilungsblatt“ der H. O. G., August 1935). – „Zur gegenwärtigen Lage der Mittelstandssiedlungen, der Hachschara und der Hilfswirtschaften“ – (Sonderdruck aus dem „Mitteilungsblatt“ der H. O. G., Mai 1936).

sich schließlich zu einer besonderen Kooperative „Agra“ zusammen, unterstellten sich der Abteilung für Mittelstandskolonisation der Jewish Agency und bedienten sich der von dieser begründeten Einkaufs- und Verkaufszentralen. War aber von Beginn an die erhoffte Verschmelzung der landsmannschaftlich und – was schwerer wog – kulturell verschiedenen Siedlerkreise nicht gelungen, so verschärfte diese wirtschaftliche Sonderorganisation, die 30 Mitglieder, fast ausschließlich aus Deutschland stammend, umfaßte, die Spaltung.

Die schwerste Hemmung, die dem Ausbau zu Vollwirtschaften und der hier in den Vordergrund tretenden Kuhwirtschaft entgegenstand, war die Bodenknappheit. Es entwickelte sich zwar ein System der Mitbearbeitung brachliegender Böden, aber dies war unzureichend. Ein Umschwung trat ein, als 1950 der Bodenbesitz der Vollsiedler auf 25 Dunam vergrößert werden konnte.

Aber gerade durch die fortschreitende Entwicklung der Landwirtschaft und ihre Durchorganisation kam es zu neuen Konflikten. Es bestand in Kfar Sirkin eine allgemeine Kooperative, und ihre Leiter arbeiteten auf die Auflösung der „Agra“ hin. Die allgemeine Politisierung im Lande verschärfte den Gegensatz, und 1953 verließen 10 der deutsch-jüdischen Siedlerfamilien Kfar Sirkin, um sich in der RASSCO-Siedlung Magschimim neu anzusiedeln.

Trotzdem waren im Frühjahr 1958 von 140 Wirtschaften Kfar Sirkins noch 31 in der Hand von Siedlern der deutschen Alija, unter ihnen 12 Vollwirtschaften. Einige davon gehören zu den bestentwickelten, mit den größten Kuhställen im Ort. Die Kuhhalter bestellen heute große Flächen mit Grünfutter. Andere Siedler pflanzen Gemüse oder Blumen und einige haben, ebenso wie die Hilfssiedler, größere oder kleinere Hühnerställe. Der inzwischen erfolgte Ausbau vieler Wirtschaften nichtmitteleuropäischer Besitzer hat zu einer gewissen Annäherung der Gruppen im Wirtschaftsleben geführt. Enge persönliche Verbindungen sind trotzdem noch immer selten. Nur zwischen den Kindern ist hier, wie in allen Orten mit einer gemischtlandsmannschaftlichen Bevölkerung, eine fast völlige Verschmelzung eingetreten.

Die zweite Generation

Im Endresultat erscheint so der Ansiedlungsversuch in Kfar Sirkin, der oft als Fehler betrachtet wurde, nicht ganz mißlungen, und auch in der zweiten Generation ist der Anteil der Landwirte nicht gering. 6 junge Menschen arbeiten schon landwirtschaftlich, 4 weitere sind in Landwirtschaftsschulen. Diesen 10 stehen 14 Nichtlandwirte gegenüber: 7 bereits in Städten berufstätig, 7 in der Vorbereitungszeit. Doch kann man sich nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die Zahl der Vollsiedler aus Deutschland im Laufe der kommenden Jahre weiter absinken wird. Etwa die Hälfte der jetzigen Besitzer von Vollwirtschaften bleiben ohne Nachfolger, weil sie keine oder nicht arbeitsfähige Kinder haben, oder weil die Kinder es ablehnen, Siedler zu werden.

Das Miterleben der Entbehrungen in der Anfangszeit wirkt sich in verschiedenen Fällen in entgegengesetzten Richtungen aus; es bindet manche Kinder besonders eng an die Eltern und die Wirtschaft, andere schreckt es ab. Gilt dies für alle Neusiedlungen, so kommt in Kfar Sirkin erschwerend die durch Geschichte und geographische Lage bedingte landwirtschaftsfremde Atmosphäre des Ortes hinzu. Das Dorf ist mit einem halbstündig verkehrenden Autobus von Petach Tikwa aus in wenigen Minuten zu erreichen. Das Leben in der benachbarten Kleinstadt und dem nahen Tel Aviv wirkt auf die ganze Haltung der Siedler, und wenn auch ein Teil der Arbeiter aus Petach Tikwa in den Jahren steigender Konjunktur für landwirtschaftliche Produkte ihre Wirtschaften ausbauten und erfolgreiche Siedler wurden, so blieb doch ein mindestens ebenso großer Teil von ihnen der Landarbeit fremd.

„Ich wollte nach Magschimim mitgehen“, sagte mir eine sehr ernste, der Landwirtschaft tief verbundene jüngere Siedlerfrau. „Mein Mann, ein schwerer hessischer Landtyp, wollte die Wirtschaft, die er hier aufgebaut hatte, nicht verlassen. So blieben wir. Aber ich fürchte für die jungen Menschen. Besonders die Mädchen wollen hier „leben“, was sie eben „leben“ nennen: feine Kleider, gut eingerichtete Zimmer, Kino. Unser Junge heiratet jetzt. Er ist ein leidenschaftlicher Landwirt, und wir

haben ihm hier, unmittelbar neben uns, ein leerstehendes Haus und eine Wirtschaft kaufen können. Er heiratet ein gutes Mädchen. Aber wird sie standhalten gegenüber den vielen Gleichaltrigen, die eben *leben* wollen?“

Der Sohn, der, jetzt gerade vom Militär entlassen, mit seiner eigenen Wirtschaft beginnt, ist in Wahrheit ihr Neffe, der Sohn ihres Bruders, der nach dem Tode des Vaters, eines rheinischen Landjuden und vorzüglichen Kuhzüchters, die väterliche Wirtschaft übernahm und – ebenso wie der Mann der Schwester – zu den besten Landwirten am Ort gehört. Drei von den zehn Vollwirtschaften Kfar Sirkins sind also jetzt im Besitz *einer* Familie, einer der wenigen Familien aus Deutschland, in denen Landwirtschaft Tradition ist. Auch der zwölfjährige Junge der Siedlerfrau antwortete auf meine Frage, was er werden wolle, mit leuchtenden Augen: „Selbstredend Bauer“. Ob aber in Kfar Sirkin? Das wird die Zukunft lehren.

Magschimim

Magschimim ist eine der nach der Staatsgründung mit Hilfe der Abteilung für Mittelstandskolonisation der Jewish Agency aufgebauten RASSCO-Siedlungen. Der Baubeginn und die Überführung der 20 ersten Familien in ein Hüttenlager neben dem jetzigen Dorf erfolgte 1949. Die ersten Häuser wurden 1951 bezogen. Die Bodenfläche ist ein Teil des vom Verwalter für fremdes Eigentum betreuten Landes des früheren Templer-Dorfes Wilhelma.

Die Anfangssiedler waren entlassene Soldaten, meist durch vieljährige Arbeit in Kibbuzim geschulte Menschen, unter ihnen 7 mitteleuropäischer Herkunft, 30 junge Soldaten hatten sich an die RASSCO gewandt und wurden angenommen. Da aber bis zur Verwirklichung 1 Jahr verging, hatten sich viele der Anwärter verlaufen. Später fügte RASSCO andere Siedlungswillige aus dem Kreise der neuen Einwanderer hinzu, auch sie nicht ganz unbemittelte Familien der verschiedensten Landsmannschaften.

Doch waren 1953 die vorgesehenen Siedlerstellen noch nicht voll besetzt, und den Landwirten, die Kfar Sirkin verlassen wollten, war die Möglichkeit gegeben, in das neue Dorf überzusiedeln, das ihnen, die sich im Laufe von 17 Jahren zu guten Siedlern herange-

bildet hatten, als einheitlich organisierte Mittelstandssiedlung weit gemäßer war als das uneinheitliche Kfar Sirkin.

Der Verkauf des Kfar Sirkiner Besitzes und die Überführung der Wirtschaft verlangten finanzielle Opfer, die nur teilweise durch Entwicklungskredite gedeckt wurden. Trotzdem arbeiten alle Übergesiedelten erfolgreich, nur ein jüngerer Siedler wurde Beamter und gab seine Wirtschaft wieder auf. Die Bodenausstattung pro Vollwirtschaft beträgt 27 Dunam. Die Hauptwirtschaftszweige der früheren Siedler aus Kfar Sirkin sind Geflügelwirtschaft, Gemüsebau und Erdbeeren. Nur einer überführte seinen großen Kuhstall. – Zusammen mit den früher hier Angesiedelten hat Magschimim jetzt 16 von mitteleuropäischen Siedlern geführten Wirtschaften unter insgesamt 70 Voll- und 10 Hilfwirtschaften.

Die zweite Generation

Die meisten Kinder aus diesen 16 Familien sind noch im Volksschulalter. Aber bei den erwachsenen Söhnen ist die Tendenz zur Landwirtschaft deutlich. Zwei von den Siedlerstellen der Kfar Sirkiner sind schon jetzt in den Händen von Menschen der zweiten Generation, und drei vom Militär entlassene Söhne arbeiten mit dem Vater zusammen. Die Wirtschaft eines kürzlich verstorbenen Siedlers wird von der Gemeinschaft der früheren Kfar Sirkiner mitverwaltet, um sie dem siebzehnjährigen Sohn zu erhalten, der noch die Landwirtschaftsschule besucht. Zwei junge Siedlersöhne, gute Fachleute, kürzlich vom Militär entlassen, sollen mit eigenen Wirtschaften ausgestattet werden (einer von ihnen arbeitet jetzt zusammen mit seiner als Gärtnerin ausgebildeten jungen Frau in einem freiwilligen Dienstjahr als Instruktor in einem Dorf im Negew, in dem Einwanderer aus Persien angesiedelt sind).

5 Töchter lernen auch hier außerlandwirtschaftliche Berufe. Aber zwei von ihnen sind auf der Haushaltungsschule, von der nach allgemeiner Erfahrung der Weg zur Siedlerfrau geht. Bei allen Kindern, den Halbwüchsigen ebenso wie bei den größeren Volksschülern, betonten die Eltern – und beobachtete ich selbst – die starke Bereit-

schaft, in der elterlichen Wirtschaft mitzuhelfen, und die Liebe zum Dorf, mit dem ihre Eltern sich zu einer Zeit verbanden, in der Landwirtschaft ihnen kein fremder Beruf mehr war, und in der ihre wirtschaftliche Lage, wie die aller erfahrenen und ausreichend ausgestatteten Siedler des Landes, weit günstiger ist als in den harten Anfangsjahren, von denen diese Umgesiedelten mehr als andere erzählen.

Ejn Wered

Der 16. Zionistenkongreß (1929) hatte die Ansiedlung von 1000 mittellosen, aber leistungsfähigen Arbeiterfamilien in Zentren landwirtschaftlicher Arbeit beschlossen. Die Aktion war bekannt als „Ansiedlung der Tausend“. Aber nicht mehr als 432 Arbeiterfamilien fanden sich für diese Form der Ansiedlung, die Jahre schwerster Doppelbelastung durch Lohnarbeit und eigenen Wirtschaftsaufbau verlangte, und viele von den Angesiedelten verließen die neuen Dörfer nach kurzer Zeit.

Die Ansiedlungsstelle der Hitachduth Olej Germania, auf der Suche nach Siedlungsmöglichkeiten für die Umschichtler, riet Einwanderern, die mit geringem Kapital ins Land kamen, frei werdende Wirtschaften in solchen Dörfern zu übernehmen. Die „Deutsche Abteilung“ half ihnen durch langfristige Kredite, und man hoffte, daß die bessere Kapitalisierung ihr geringeres landwirtschaftliches Können und ihre geringere körperliche Leistungsfähigkeit ausgleichen würde.

Einer von den 11 Orten, die im Rahmen der „Ansiedlung der Tausend“ entstanden, ist Ejn Wered, im Zentrum des großen Pardess-Gebietes des Tel Mond-Bezirks im südlichen Scharon gelegen. Dorthin gingen in den Jahren 1935 bis 1937 vierzehn Umschichtlerfamilien aus Deutschland. Die Lage dieser mitteleuropäischen Siedler, die in dem großen Landarbeiterdorf ein ganz fremdes Element bildeten, war jahrelang wirtschaftlich und gesellschaftlich schlecht. So blieben von den 14 Umschichtlern nur 5 als Siedler am Ort, 3 andere blieben im Dorf, übernahmen aber außerlandwirtschaftliche Funktionen.

Heute ist die wirtschaftliche Lage der Siedler im allgemeinen günstig, und es besteht eine gute Zusammenarbeit zwischen allen. Aber der gesellschaftliche Abstand ist weiter fühlbar.

Der Kreis der Mitteleuropäer in Ejn Wered ist 1950 durch die Ansetzung von 10 Voll-, 6 Hilfs- und 4 Wohnsiedlern vergrößert worden, und da diese Neuen von Beginn an gut ausgestattet wurden und in einer Zeit landwirtschaftlicher Blüte begannen, arbeiten sie erfolgreich. Meist sind diese später Gekommenen jüngere Menschen mit noch kleinen Kindern.

Die zweite Generation

Überraschend ist, daß 10 von 14 bereits berufstätigen Kindern der wenigen deutsch-jüdischen Familien, die seit den dreißiger Jahren in Ejn Wered siedeln, der Landwirtschaft verbunden blieben, davon 5 im Ort und 5 außerhalb. Im Ort sind 2 selbständige Siedler, 2 Mitarbeiter ihrer Väter und ein Mädchen, das einen Siedler heiratete. Unter den außerhalb lebenden Kindern ist eine Botanikerin, deren Geschichte hier erzählt werden soll, obwohl nur der Anfang typisch, das Ende rein individuell ist.

Das Mädchen kam mit den Eltern und einer jüngeren Schwester als Zwölfjährige nach Ejn Wered. Ihr Vater, ein fast fünfzigjähriger Rechtsanwalt, und seine weit jüngere Frau hatten sich für diesen Ort entschlossen, weil sie wünschten, sich als Arbeiter ganz dem Jischuw einzufügen. Aber die Anfangsjahre waren um vieles schwerer, als sie erwartet hatten. Da sie ihr mitgebrachtes Kapital vollständig für die Pardess-Pflanzung, das Haus und die erste Wirtschaftseinrichtung verbraucht hatten, mußten sie, um leben und irgendwie vorwärtskommen zu können, in der Zeit des Orangen-Pflückens nicht nur selbst Lohnarbeit tun, sondern auch die ältere Tochter mitarbeiten lassen, bevor sie noch die Volksschule beendet hatte. Nur die Kleinere durfte ungestört lernen, und da ihre ganze Neigung dahin ging, Lehrerin zu werden, nahm die Mutter später zu der schweren Landarbeit noch jahrelang sozial-geschädigte Pflegekinder ins Haus, um ihr den Seminarbesuch zu ermöglichen.

Doch war das Bedrückende nicht das Übermaß an Arbeit: Die heitere Atmosphäre, die die Mutter immer um sich zu verbreiten verstand,

war durch Sorgen und das Gefühl der Fremdheit im Dorf, das sie bei aller Bereitschaft nicht überwinden konnte, so getrübt, daß sie schließlich die nun Sechzehnjährige drängte, sich einem Kibbuz anzuschließen.

Dort begann eine ungewöhnliche Entwicklung des Mädchens. Ihr früh erwachtes Interesse an Pflanzen führte sie zu einem Jugendführer, der heute als hervorragender Botaniker bekannt ist, und durch ihn lernte sie, Pflanzen exakt zu beobachten und sich durch Bücher weiterzubilden. Nach einer Militärzeit im Weltkrieg wurde sie mit der Leitung der Baumschule in einer großen landwirtschaftlichen Schule betraut und ging den so gewählten Weg weiter. Auf Grund eines UNESCO-Stipendiums lernte sie Botanik und Gartenbau in der besten Gartenbauschule Englands, dann in Italien, in Holland und später, mit Hilfe ihrer Familie, in Argentinien. Sie leitet jetzt den Lehrgarten in einem landwirtschaftlichen Institut, hält Vorträge vor Gärtnern und schreibt Artikel über botanische Fragen.

Jokneam

In Jokneam, am Westrand des Emek Jesreel, hatte die PLDC (Palestine Development Company) Böden erworben. Unter den ersten Siedlern, die 1935 dorthin gingen, waren 6 aus Deutschland neu eingewanderte mittelständische Familien. Sie brachten Kapitalien von mindestens 1000 LP mit und waren schon vor der Auswanderung oder in Palästina landwirtschaftlich geschult – manche nach einem abgebrochenen Hochschulstudium. Von diesen 6 Familien hat keine einzige den Ort verlassen, obgleich – oder gerade weil – der Siedlungsbeginn hier ungewöhnlich schwer und gefährvoll war.

Durch Vermittlung der Ansiedlungsstelle der Hitachduth Olej Germania erwarben die Siedler als Privatbesitz Bodenflächen von 12 1/2 oder 18 1/2 Dunam und errichteten Wohnhäuser, die nicht übertrieben groß, aber darum teuer waren, weil die Wände kugelfest sein mußten. Denn Jokneam war rings von feindlich eingestellten Arabern umgeben. Der Boden war aus der Hand von arabischen Latifundien-Besitzern erworben worden, die in Städten des Landes oder im Ausland lebten und ihren Grundbesitz von Fellachen bearbeiten ließen.

Diese aber weigerten sich, die verkauften Böden, die sie seit Generationen bebauten, zu verlassen. Der Weg zu den fast eine Stunde von den Wohnhäusern entfernten Bergparzellen, welche die neuen Siedler mit Obstbäumen bepflanzten, führte mitten durch Land, das Araber bearbeiteten. So gab es ununterbrochen Klagen von beiden Seiten: von den jüdischen Siedlern, weil die Fellachen ihre Ziegenherden in die jungen Pflanzungen trieben, von den Fellachen, weil jüdische Wagen von dem schmalen Pfad abwichen und die Felder dadurch schädigten. Katastrophal wurde die Situation während der arabischen Unruhen von 1936–39. Nur einem glücklichen Zufall war es zu danken, daß damals Jokneam nicht wie das benachbarte Kirjat Charoschet das Opfer von Mordbrennern wurde. Aber durch all diese Jahre mußten die Siedler, um sich und ihren Besitz zu schützen, bewaffnete Schutzleute, die gemeinsam mit ihnen die Wache hielten, besolden, weil die Mandatsregierung im ganzen Ort nur einem einzigen Mann das Recht gab, eine Waffe zu tragen.

Im zweiten Weltkrieg wurde die Situation leichter, doch trat ein eigentlicher Umschwung und damit die Möglichkeit für eine gesunde Wirtschaftsentwicklung erst im Jahre 1945 ein. Damals erwarb der Keren Kajemet – durch das ständige Drängen eines der deutsch-jüdischen Siedler dazu bewogen, von seinem Grundsatz abzugehen, keine Böden aus jüdischem Besitz zu kaufen – die gesamte Bodenfläche des heutigen Jokneam. Die Fellachen wurden umgesiedelt, und der Boden in glücklicher Art verteilt. Die ersten Siedler übergaben dem Keren Kajemet ohne Entschädigung die von ihnen früher gekauften Böden und wurden dafür – ebenso wie alle anderen Anfangssiedler und so wie die dort später Angesiedelten – mit einer Bodenfläche von 55 Dunam Erbpachtland ausgestattet: 5 1/2 Dunam neben dem Hause oder am Berghang, 30 Dunam bewässerbarer und ca. 15 Dunam unbewässerter Getreideboden im Emek Jesreel.

1946 erfolgte dann durch Zusammenarbeit des Keren Kajemet, der Abteilung für Mittelstandskolonisation der Jewish Agency, der RASSCO und Jokneams selbst ein erheblicher Ausbau, bei dem 12 neue Familien aus Deutschland, Exsoldaten, Landarbeiter und junge

Menschen aus dem Kreis der Jugendaliya in den Ort kamen. 1950 wurden in dem mit Jokneam verbundenen Manzura Familien aus dem Kreis der Geretteten des Krieges und der Konzentrationslager angesiedelt, unter ihnen wieder 16 Mitteleuropäer, so daß Jokneam heute unter seinen Siedlern 38 mitteleuropäische Familien zählt.

Trotz dieser großen Zahl gehört Jokneam nicht zu den Orten, in denen mitteleuropäische Siedler das Gesicht des Platzes bestimmen. Denn das Dorf, das in einer halben Stunde von Haifa aus erreichbar und mit diesem durch 20 Autobusse an jedem Wochentage verbunden ist, entwickelte sich zu einem Wohnzentrum für städtische Arbeiter und Angestellte. Neben den 70 Siedlerfamilien leben dort etwa 80 Familien mit bürgerlichen Berufen, die schon in den Jahren vor der Staatsgründung ins Land gekommen waren, und in einem hochgelegenen neuen Wohnviertel 500 Familien der letzten Alija, überwiegend Orientalen.

So bilden Siedler aus Deutschland in dem großen Ort eine Minderheit, und ihre Gruppe ist uneinheitlich: die ersten sechs sind weit älter als die 1946 und 1950 Angesiedelten und sind höher gebildet. Die späteren wurden durch Verfolgung und Krieg als kleine Kinder aus ihren Familien herausgerissen, und viele beendeten nicht einmal die Volksschule. Auch wenn sie ursprünglich aus ähnlichem Milieu stammten, hat das Leben sie weit auseinander geführt und ihr Denken mit sehr verschiedenen Erinnerungen erfüllt. Dazu sind die älteren Siedler, die trotz der harten Arbeit noch die Kraft zu öffentlicher Tätigkeit aufbrachten, und denen es vielleicht gelungen wäre, die ungleichen Gruppen zusammenzufassen, durch die Fürsorge für die orientalischen Familien absorbiert, die hier zuerst in Übergangslagern und jetzt im neuen Wohnviertel wohnen. Doch wurden sie durch ihre Erfahrung und den Aufbau von kommunalen und wirtschaftlichen Zentral-Institutionen für die später Gekommenen zu wichtigen Helfern. Sie konnten ihnen manchen Umweg ersparen, den sie selber mit Opfern an Kraft und Mitteln bezahlen mußten.

Die zweite Generation

Die 1946 und 1950 in Jokneam angesiedelten mitteleuropäischen Einwanderer haben verhältnismäßig viele Kinder, aber mit wenigen Ausnahmen sind diese noch vorschul- oder volksschulpflichtig.

Anders die Kinder der ersten. Es gibt in Jokneam drei selbständige Wirtschaften in der Hand von Mitteleuropäern der zweiten Generation – nicht Siedlerkinder, aber zur Landwirtschaft übergegangene Kinder aus der Gruppe der Nichtlandwirte in Jokneam. 4 Söhne aus Siedlerfamilien arbeiten nach Besuch von Landwirtschaftsschulen schon in der väterlichen Wirtschaft. Ein fünfter Siedlersohn, der in Jokneam wohnte, aber es verlassen wollte, wurde Lastwagenchauffeur.

Von den 6 Söhnen in der Berufsvorbereitung haben 2, die jetzt beim Militär sind, Landwirtschaftsschulen beendet, 2 besuchen sie noch. 2 andere sind in Haifaer Handwerkerschulen, der eine, technisch besonders begabt, um hier seinen Beruf zu finden, der zweite im Gedanken, trotz beendeter Fachschule zu siedeln. Die herangewachsenen Söhne werden also voraussichtlich fast durchweg die Höfe der Eltern übernehmen oder neue Wirtschaften begründen, und da sich die Kleineren an den Älteren zu orientieren pflegen, ist anzunehmen, daß auch von den Kindern der jungen mitteleuropäischen Siedlerfamilien viele Söhne Landwirte werden – vorausgesetzt, daß die ökonomische Situation der Landwirtschaft bis zu ihrer Berufsentscheidung etwa gleichbleibt.

Anders ist es hier, wie in den meisten Dörfern, mit der Berufswahl der Siedlertöchter. Eine Tochter ist im Kibbuz verheiratet, vier jüngere besuchen die Aufbauschulen: zwei ein Haifaer Gymnasium, eine eine Schwesternschule, die vierte die Haifaer WIZO-Haushalts- und Handwerksschule.

Schadmot-Dwora

30 von den etwa 40 Siedlern in Schadmot-Dwora (am Fuß des Berges Tabor) sind mitteleuropäischer Herkunft. Die ersten zwölf

kamen aus Moledeth (siehe S. 95), wo sie ausschieden, als die Mehrheit der dortigen Siedler beschloß, ihr Dorf als kollektives Dorf („Moschaw Schitufi“) zu führen, denn diese zwölf wünschten die individuelle Wirtschaft.

Sie bekamen Boden von der PICA zugewiesen. Aber er war nicht bewässerbar, und die Ansiedlungsgesellschaft erklärte ihnen, daß sie dort kaum je ihren vollen Lebenserwerb finden würden. Sie wagten trotzdem, sich an dieser Stelle anzusetzen – alles junge und landwirtschaftlich gut geschulte Menschen. Sie mußten aber, um überhaupt durchhalten zu können, viele Jahre gegen ihre Neigung als Kibbuz leben, und auch später, als die PICA ihnen das Budget für die Einrichtung von Einzelwirtschaften bewilligte, die gemeinsame Bestellung der unbewässerbaren Böden (100 Dunam pro Familie) beibehalten. Doch bebaut jeder Siedler daneben 2–3 Dunam als Hausgarten mit Hilfe von fernher zugeleitetem Wasser auf seine besondere Art, und das Leben der Familien wird von der Gemeinschaft nicht mehr als in jedem Dorf beeinflußt.

Da die Einnahmen aus der Wirtschaft in den ersten Jahren minimal waren, suchten die meisten Außenarbeit, vor allem als landwirtschaftliche Instruktooren oder landwirtschaftliche Beamte. Viele haben ihre Stellungen auch dann beibehalten, als die Landwirtschaft sich zu entwickeln begann. Der Hauptzweig ist jetzt Kuhwirtschaft, für die auf dem bewässerbaren Boden Grünfütter angebaut wird, und seit einigen Jahren eine beträchtliche Hühnerwirtschaft. Daneben gibt es Ansätze von Apfelkulturen. Gemüsebau wurde, wo er versucht war, wieder aufgegeben, weil die abseitige Lage des Ortes die Vermarktung erschwert.

Die zweite Generation

Von den Kindern der in Schadmot-Dwora siedelnden mitteleuropäischen Familien waren Anfang 1958 erst zwei berufstätig: ein Zwanzigjähriger, der älteste Siedlersohn am Ort, arbeitet nach Abschluß der Landwirtschaftsschule in der Wirtschaft des Vaters. Ein Gleichaltriger, auch in einer Landwirtschaftsschule ausgebildet, ist

zusammen mit seinen Eltern in eine neue Wirtschaft in Jokneam gegangen. Drei der Töchter sind beim Militär, zwei von ihnen nach Besuch von Landwirtschaftsschulen.

Die übrigen Kinder sind noch in der Volksschule. Sie haben es sehr viel leichter als die Erstgeborenen, die fast ohne Gefährten aufwachsen. Jetzt gibt es für die Zwölf- bis Dreizehnjährigen zwar keine eigentliche Jugendgruppe, aber es besteht ein gutes Zusammenleben von 15 Gleichaltrigen. Dazu kommt, daß sie unter dem Eindruck besser fundierter Wirtschaften aufwachsen. Fast jedes der ursprünglich 1 1/2 Zimmer großen Häuser konnte inzwischen in ein 2 1/2 oder 3-Zimmer-Haus umgebaut werden. So zeigt sich bei diesen Jüngeren auch eine stärkere Tendenz, bei der Landwirtschaft zu bleiben. Das gilt besonders für die Jungen, während von den Mädchen viele aus dem Dorf herausstreben.

Kfar Haroë

Kfar Haroë, in der Küstenebene nahe Chedera gelegen, gehört der Organisation der Arbeiterdörfer (Igud Hamoschawim) des Hapoel Hamisrachi an. Unter seinen 66 Vollwirtschaften, von denen jede mit 25 Dunam Boden ausgestattet ist, und deren Haupteinnahmen aus Citruspflanzungen, Kuh- und Hühnerwirtschaft kommen, sind 23 im Besitz von Familien, die mit der fünften Alija aus Deutschland einwanderten. Sie gingen auf Rat des Hapoel Hamisrachi in das Dorf, aber allmählich und als einzelne, nicht als organisierte Gruppe.

Die zweite Generation

Lokaler und geistiger Mittelpunkt von Kfar Haroë, das sich nach dem ersten Oberrabbiner Palästinas nach dem ersten Weltkriege, Rabbi A. Hacoheh Kook nennt, ist die in seinem Sinne geführte landwirtschaftliche Jeschiwah, also ein Lehrinstitut, in dem religiöses Lernen mit landwirtschaftlicher Schulung verbunden ist. Die Kinder der Siedlerfamilien besuchen bis zum Abschluß des 14. Jahres

ihre eigene Volksschule. Der Großteil der Siedlersöhne setzt danach seine Studien in der Jeschiwah fort. Von den Töchtern gehen die meisten aufs Gymnasium und anschließend in Fachschulen.

Unter 21 Siedlerkindern aus den mitteleuropäischen Familien wurden 13 (9 Söhne und 4 Töchter) Landwirte, 8 (unter ihnen 7 Töchter) sind in nichtlandwirtschaftlichen Berufen, überwiegend dem Lehrberuf. Von den jungen Landwirten sind 3 Söhne Helfer in der elterlichen Wirtschaft. Alle übrigen siedeln in anderen Dörfern, die meisten in dem Negew-Dorf Schuwa, das 1950 vom Hapoel Hamisrachi als Neusiedlung für die Söhne seiner älteren Siedlungen begründet wurde.

Unter den 14 Kindern aus mitteleuropäischen Siedlerfamilien, die zur Zeit in der Berufsvorbereitung sind, ist die gleiche Entwicklung wie fast überall unter den mitteleuropäischen Siedlern festzustellen: Sechs – also weniger als die Hälfte – bereiten sich für den landwirtschaftlichen Beruf vor, zwei besuchen Hochschulen.

Ramatajim

Ramatajim, im südlichen Scharon, wurde 1925 von einer in Holland ausgebildeten Pioniergruppe gemeinsam mit und dank der Tatkraft von zwei früh eingewanderten deutschen Juden, Erich Moses und Bernhard Dow Kantorowitsch, begründet. Kuhställe standen anfangs im Zentrum der Wirtschaft. Aber ein schwerer Konflikt mit der zentralen Absatzorganisation der Arbeiterschaft machte die Ställe unrentabel und war die Ursache für eine Spaltung im Dorf, die schärfste Formen annahm, so daß sie schließlich zur Aufgabe der meisten Ställe führte und sich auf allen Lebensgebieten auswirkte.

Die Spaltung besteht in der Wirtschaftsorganisation weiter. In der Kommunalverwaltung ist sie seit einigen Jahren überwunden, und der Kreis der Mitteleuropäer in Ramatajim empfindet und betätigt heute das Verbindende mehr als das Trennende, obgleich auch seine Familien drei verschiedenen Parteien angehören.

Der Ort umfaßt jetzt eine Bodenfläche von 10 000 Dunam und

hat, nach Eingemeindung einiger Nebendörfer und der Aufnahme von 1500 orientalischen Neueinwanderern, eine Bevölkerung von 8000 Menschen. Diese lebt noch heute überwiegend von der Landwirtschaft, deren Hauptzweig jetzt die Pardess-Wirtschaft ist.

Etwa 15 % der Bewohner von Ramatajim sind mitteleuropäischer Herkunft, und etwa zwei Drittel dieser Familien haben kleineren oder größeren Pardessbesitz, aber auch andere Kulturen und vor allem Hühnerwirtschaften. 25 von den mitteleuropäischen Wirtschaften werden als Vollwirtschaften angesehen, von ihnen 3, die schon in den Jahren 1925–1933 errichtet wurden.

Uns lag eine Liste von 62 mitteleuropäischen Familien vor, die als Siedler oder landwirtschaftliche Arbeiter in Ramatajim lebten und deren Geschichte zurückzuverfolgen war. Von ihnen waren 54 nach 1933 eingewandert, 8 gehören zu früheren Einwanderungswellen. 7 aus dieser ersten Generation sind gestorben, 3 blieben Landwirte, leben aber jetzt in anderen Orten. 7 verließen den landwirtschaftlichen Beruf, darunter 2, die mit erwachsenen Kindern auswanderten.

Die zweite Generation

Aus der zweiten Generation dieser Familien leben 11 als Landwirte in Ramatajim: 6 in neu begründeten Wirtschaften, einer als Nachfolger seines Vaters, 2 als Mitarbeiter des Vaters, einer als landwirtschaftlicher Instruktor, einer als Traktorist.

Weit größer und, absolut genommen, erstaunlich groß ist die Zahl der Kinder aus den untersuchten Familien, die als Landwirte außerhalb des Ortes leben. Sie beträgt 25. Darunter sind 15 (5 Söhne und 10 Töchter) Mitglieder von Kibbuzim. 5 Halbwüchsige besuchen Landwirtschaftsschulen. Dagegen wurden uns nur 11 aus der zweiten Generation der Mitteleuropäer genannt, die städtische Berufe wählten.

Hinzuzufügen ist noch, daß 6 von den mitteleuropäischen Landwirtskindern Ramatajims im Kriege fielen. Unter ihnen war ein junger selbständiger Siedler.

Raanana

Raanana war schon bei Beginn der Einwanderung aus Deutschland kein reiner Siedlungsplatz. Es war ein ländlicher Ort, in dem es sich angenehmer und billiger als in dem nahen Tel Aviv leben ließ, und der deshalb von manchen der neu ins Land gekommenen deutschen Juden, besonders von kleinen Rentnern, bevorzugt wurde. 1942 gab es dort in einer Bevölkerung von rund 1000 Familien 200 mitteleuropäische; und unter ihnen betrieben nur 25 Landwirtschaft – und auch sie mit wenigen Ausnahmen nicht, um ihren vollen Lebensunterhalt daraus zu beziehen.

Jetzt leben in Raanana fast 10 000 Menschen, und die Zahl der mitteleuropäischen Familien ist etwa die gleiche wie vor 16 Jahren. Auch ist die Zahl der mitteleuropäischen Landwirte kaum gewachsen. Aber anders als in fast allen ähnlich entwickelten Orten blieb Landwirtschaft in Raanana ein wesentlicher Wirtschaftszweig. So wurden allmählich auch 10 oder 11 der mitteleuropäischen Siedlerstellen zu Vollwirtschaften.

Die zweite Generation

32 der 87 erwachsenen Kinder aus den mitteleuropäischen Familien, die noch heute Landwirte sind oder doch einmal ernsthaft Landwirtschaft betrieben, wurden wieder Siedler: 19 in Raanana selbst und 13 außerhalb. Dagegen hat nicht ein einziges Kind aus den 140 mitteleuropäischen Familien, die dem Siedlerkreis nicht angehörten, die Landwirtschaft als Beruf erwählt.

Einige besondere Fälle gelungener Umschichtung von ganzen Familien gibt es in Raanana: ein jetzt 55 Jahre alter Mann, der zu Anfang der Nazi-Zeit seinen kaufmännischen Beruf aufgab, betreibt großflächig Gemüseanbau und die Zucht von Setzlingen. Er arbeitet dabei gemeinsam mit seiner Frau, seinen 2 Söhnen und einer noch unverheirateten Tochter. Bei einem zweiten, einem heute siebzigjährigen Mann, der aus dem Viehhandel kam, hat jeder einzelne von drei, mit Frauen mitteleuropäischer Herkunft verheirateten Söhnen einen eigenen großen Kuhstall.

Moledet

Wir setzen Moledet an das Ende dieses zweiten Teiles unserer Studie, obgleich die große Anzahl der dort lebenden Siedler aus dem mitteleuropäischen Kreis verlangen würde, es vor allen anderen zu behandeln, weil seine Siedlungsform, der Moschaw Schitufi (kollektives Dorf) eine Übergangsform zwischen dem Dorf selbständiger Siedler und dem Kibbuz bildet, dem wir uns im nächsten Kapitel zuzuwenden haben. Wir sind der Siedlungsform des Moschaw Schitufi schon in Schawej Zion begegnet (siehe S. 16). Sie verbindet die kollektive Bewirtschaftung des gemeinsamen Besitzes mit individueller Haushaltsführung und abgeschlossenem Familienleben.

Daß trotzdem ein weiter Abstand zwischen Schawej Zion und Moledet besteht, liegt – wie wir glauben – weniger an der politischen Richtung (Schawej Zion gehört zu den mittelständischen, Moledet zu den Arbeitersiedlungen), als daran, daß Schawej Zion ein typisches Dorf früherer, meist älterer „Mittelständler“ ist, Moledet aber die Gründung von Chaluzim. So weicht die Altersschichtung und Lebenshaltung der gleich organisierten Orte stark voneinander ab, und eine Annäherung ist erst in der zweiten oder dritten Generation zu erwarten.

Auf den Boden von Moledet im unteren Galil gingen 1937 30 junge Familien aus Deutschland, vorwiegend Akademiker, die schon in Deutschland der zionistischen Studentenorganisation angehörten. Sie hatten zunächst die Absicht, einen Moschaw zu gründen. 12 trennten sich ab, als die Mehrheit die Siedlungsform des kollektiven Dorfes beschloß. An ihre Stelle traten zunächst 6 bisher in einer Kibbuzgruppe bei Naharia lebende Einwanderer aus Deutschland, die ihre landwirtschaftliche Schulung noch in Deutschland bekommen hatten. Andere, ebenfalls vorwiegend frühere Genossen von Kibbuzim aus dem mitteleuropäischen Kreise, folgten.

Unter großen Schwierigkeiten und zurückgeworfen durch einen die Wirtschaft fast vernichtenden Brand, entwickelte sich Moledet zu einer bedeutenden Siedlung. Es umfaßt heute 75 Familien, 80 %

von ihnen mitteleuropäischer Herkunft. Die Wirtschaft ist reine Landwirtschaft: Getreidebau auf unbewässertem Boden, Aufzucht von Fleischkälbern auf den natürlichen Grünflächen des Landstriches, Kuh-, Schaf- und Hühnerzucht, Anpflanzung von Wein und Oliven und auf einer kleinen bewässerten Fläche Kern- und Steinobst.

Die zweite Generation

Moledet hat seine eigene achtklassige Volksschule und schickt dann seine Kinder zur Weiterbildung in die Bezirks-Mittelschule von Ein Charod.

Eine mindestens zehnjährige allgemeine Schulbildung vor Beginn der eigentlichen Berufslehre wird für jedes normalbegabte Kind als notwendig angesehen. Die Entscheidung über die Berufswahl erfolgt dann – ebenso wie in Schawej Zion – durch den Erziehungsausschuß des Dorfes gemeinsam mit Eltern und Kindern. Wenn Differenzen und Meinungsverschiedenheiten entstehen, so entscheidet die Gemeinschaft; denn der Moschaw Schitufi ist, ebenso wie der Kibbuz, auf dem Prinzip der Gruppendisziplin aufgebaut.

Daß Eltern, die – wie die meisten in Moledet – 20 Jahre dem Ort verbunden sind, wegen einer Meinungsabweichung über den Beruf eines Kindes das Dorf verlassen, ist unwahrscheinlich; daß Kinder selbst deshalb ausscheiden, ist nicht ganz unmöglich. Diese Erwägung ist aber nur theoretischer Natur, denn die wenigen Herangewachsenen kehrten nach den Militärjahren zurück, und vorläufig zeigt sich bei den Kindern ein fanatischer Lokalpatriotismus und der Wunsch, die von den Eltern gewählte Lebensform und ihr Werk weiterzuführen.

DRITTER TEIL
MITTELEUROPAISCHE EINWANDERER
IM KIBBUZ

A. VON DER ERSTEN GENERATION

Überblick

Der früher zitierte Bericht des Central Bureau for the Settlement of Jews from Germany („Deutsche Abteilung“) an den 19. Zionistenkongreß sagt, daß im Sommer 1939 bei einer genau durchgeführten Zählung 3525 Arbeitersiedler mitteleuropäischer Herkunft in Kibbuzim lebten. Die Einwanderung aus Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des Jahres 1939 betrug rund 10 000. In den Jahren 1940 bis 1945 kamen weitere 4461 Einwanderer aus Österreich, der Tschechoslowakei und Deutschland ins Land. Die meisten, die in dieser Kriegszeit einwanderten, waren „Illegale“, junge Menschen, die nach oft furchtbaren Strapazen und monatelanger entbehrungsreicher Reise trotz den Einwanderungs-Beschränkungen, oft im Kampf mit den Behörden der Mandatsregierung, ins Land kamen. Sehr viele dieser „Maapilim“ gingen in Kibbuzim. So ist anzunehmen, daß die Kollektivsiedlungen etwa 6000 Menschen der mitteleuropäischen Arbeitereinwanderung der fünften Alija aufnahmen.

Wieviele von ihnen in Kibbuzim blieben, war im Rahmen dieser Arbeit nicht festzustellen. Besonders in der ersten Periode war der Ausfall groß, so daß wir nicht fehlzugehen glauben, wenn wir ihn im Laufe der vergangenen 20 Jahren auf nahe an 50 % schätzen, also annehmen, daß heute etwa 3000 Genossen und Genossinnen in

Kibbuzim aus dem Kreise der mitteleuropäischen Arbeitereinwanderung der fünften Alija stammen.

Mit wenigen Ausnahmen bildeten die Arbeitersiedler erst hier Familien. Da in den Ehen dieser ersten Siedlergeneration der Kibbuzim bereits eine starke Vermischung mit anderen Landsmannschaften stattfand, können wir rechnen, daß heute in den Kollektivwirtschaften 1600 bis 1700 Familien leben, in denen die beiden Ehepartner, oder doch einer von beiden, aus dem mitteleuropäischen Kreis stammen – also etwa die gleiche Zahl wie in den Individualsiedlungen.

Hinzu kommen die 1000 bis 1200 mitteleuropäischen Familien, die durch Zöglinge der Jugendalija in Kibbuzim begründet wurden¹², und einige hundert Familien aus der mitteleuropäischen Nachkriegseinwanderung. Da aber die Kinder aus diesen Familien heute noch zu jung sind, als daß über ihre Zukunft etwas ausgesagt werden kann, richteten wir unser Interesse vorwiegend auf Kibbuz-Familien, die mit der fünften Alija als Arbeiter ins Land kamen, ohne daß es möglich gewesen wäre, diese – und besonders ihre Kinder – aus der umfassenden Gemeinschaft der Kollektive herauszulösen.

Mitteleuropäische Einwanderer gingen als Genossen in Kibbuzim und Kwuzoth aller Richtungen. Sie sind im „Kibbuz Meüchad“, im „Ichud Hakwuzoth w'Hakibbuzim“, im „Kibbuz Arzi“ (Haschomer Hazair), in den Kibbuzim des „Hapoel Hamisrachi“, des „Owed Zioni“, der „Cherut“, der „Agudath Jisrael“¹³. Bei allen

¹² Diese Berechnung stützt sich auf eine Arbeit von *Chanoch Reinhold*, „Youth builds its Home“ vom Jahre 1953, die die Zahl der bis 1945 aus mitteleuropäischen Ländern gekommenen Zöglinge der Jugendalija mit 7083 angibt, und auf den Rechenschaftsbericht der Jugendalija von 1958, Bogrey Alijat Hanoar. Dieser Bericht errechnet, daß 28 % der zwischen 1934 und 1945 aus Jugendgruppen Entlassenen in Kibbuzim leben.

¹³ Eine Liste, die von dem Zentralbüro aller Kibbuz-Bewegungen, das mit der Vertretung der Wiedergutmachungs-Ansprüche der Genossen gegenüber Deutschland beauftragt ist, übergeben wurde, zählt 55 Siedlungen auf, darunter 25, in denen mitteleuropäische Einwanderer mindestens 20 % der Gemeinschaft bilden. Von diesen 25 gehören 11 zum „Ichud“, 5 zum „Kibbuz Meuchad“, 4 zum „Misrachi“, 3 zum „Kibbuz Arzi“, einer zur „Agudath Jisrael“, und einer ist keiner Richtung angeschlossen.

Unterschieden der Richtung ist der Grundcharakter des Kibbuz einheitlich.

Wir glauben, die Kenntnis vom Wesen dieser Israel eigentümlichen Siedlungsform voraussetzen zu können, bringen nur zur Verdeutlichung die hier folgende schematische Nebeneinanderstellung der drei Formen der Arbeitersiedlung (entnommen dem 1953 erschienenen Heft: Agriculture in Israel, Tour Ltd., Tel Aviv).

ANSIEDLUNGSFORMEN

Vergleich verschiedener landwirtschaftlicher Siedlungstypen auf nationalem Boden, finanziert durch öffentliche Anleihen

	<i>Kibbuz</i>	<i>Moschaw Owdim u. Mittelstandssiedlung</i>	<i>Moschaw Schitufi</i>
<i>1. Bodeneinteilung</i>	Gemeinsamer Bodenbesitz	Einzelparzellen gleicher Größe	Gemeinsamer Bodenbesitz
<i>2. Bodenbearbeitung</i>	Kollektiv	Individuell	Kollektiv
<i>3. Besitz an Arbeitsgeräten</i>	Kollektiv	Kleingeräte individuell. Landwirtschaftliche Maschinen kooperativ	Kollektiv
<i>4. Industrielle Unternehmungen</i>	Kollektivbesitz	Nicht vorhanden. Falls entstehend Individualbesitz	Kollektivbesitz
<i>5. Hausbesitz</i>	Kollektivbesitz. Persönliche Wohnräume, gemeinsame Speise- u. Versammlungsräume, Kinderhäuser und Wirtschaftsgebäude	Individueller Besitz der Wohnhäuser und Ställe. Gemeinbesitz an Kooperativ- und Gemeindegebäuden	Gemeinsamer Besitz der Wirtschafts-, Gemeinde- und Schulhäuser. Gesellschaftlicher Besitz der Familienwohnhäuser
<i>6. Verteilung des Arbeitsertrages</i>	Gemeinsame Bedarfsdeckung aus gemeinsamer Erzeugung	Gemäß individueller Erzeugung verteilt durch vermarktende Kooperative	Anweisung für individuelle Bedarfsdeckung aus Kollektiveinnahmen nach Familiengröße

Ansiedlungsformen (Forts.)

	<i>Kibbuz</i>	<i>Moschaw Owdim u. Mittelstandssiedlung</i>	<i>Moschaw Schitufi</i>
<i>7. Familien- leben</i>	Gemeinschafts- erziehung der Kinder. Volle Mitarbeit der Frau im Kollektiv. Aufrechterhaltung der Familien- beziehung durch regelmäßiges Zu- sammensein von Kindern und Eltern in ihrer Freizeit	Geschlossene Familie. Gemeindeinstitu- tionen der Kinder- erziehung	Geschlossene Familie. Halbtägige Mitarbeit der Frau im Kollektiv, ermöglicht durch Erweiterung der gemeinschaft- lichen Einrichtungen der Kinderpflege und Erziehung

Drei Fragen

a) Sind alle Genossen der Kibbuzim Siedler?

Es kann die Frage auftauchen: Inwieweit sind alle Genossen von Kibbuzim als Siedler anzusehen? Der früher zitierte Bericht über die Verteilung der den Jugendalija-Gruppen Entwachsenen (S. 98 Anmerkung) trennt zwischen „Arbeit in der Landwirtschaft“ und „Mitgliedschaft im Kibbuz“. Nur 15,2 % der 1934–1945 mit der Jugendalija Eingewanderten betreiben nach seiner Feststellung Landwirtschaft, dagegen sind – wie gesagt – 28 % in Kibbuzim und weitere 3,3 % in Moschawim. Das bedeutet, daß von diesen jungen Menschen in den Kibbuzim weniger als die Hälfte landwirtschaftlich arbeiten. So ist anzunehmen, daß von den älteren Genossen nur 30–40 % Landwirtschaft betreiben. Wir haben uns trotzdem entschlossen, jedes Mitglied eines Kibbuz, welche Funktion es auch ausübt, als Siedler zu betrachten. Die umfassenden Lebensgemeinschaften, wie sie der Moschaw Schitufi und in noch höherem Grade der Kibbuz darstellen, müssen, auch wenn ihre Lebensgrundlage ausschließlich die Landwirtschaft bildet, einen hohen Prozentsatz ihrer Genossen außerhalb der Landwirtschaft beschäftigen. Ebenso wie die Mittelstandsdörfer und jeder Moschaw eine gewisse Zahl von

Beamten in Kooperative und Ortsleitung, von Angestellten und Arbeitern in ihren Lägern und Verkaufsstellen, von Handwerkern verschiedener Art, von Transportarbeitern, von medizinischem und pädagogischem Personal usw. brauchen, so ist im Kibbuz ein Stab derartiger Hilfskräfte unentbehrlich. Und diese Zahl steigert sich dort, weil im Kibbuz die Frauen ebenso wie die Männer im Arbeitsdienst verteilt werden, also alle Leistungen der Haushaltsführung (Kochen, Waschen, Ausbessern, Schneidern, Reinigungsarbeiten), der gemeinschaftlichen Kinderpflege und Erziehung, der medizinischen Dienste usw. als Arbeitstage der Gemeinschaft erscheinen. Wo der Landwirtschaft andere Erwerbszweige eingefügt wurden – Industrieunternehmungen, Erholungsheime, Erziehungsinstitute für ortsfremde Kinder –, wie es heute bei dem größten Teil der älteren Kibbuzim der Fall ist, erhöht sich selbstverständlich der Prozentsatz der Nicht-Landwirte.

Die Genossen der mitteleuropäischen Alija, auch wenn sie jetzt in anderen Wirtschaftszweigen arbeiten, kamen fast ausnahmslos mit der Absicht, in Palästina Landarbeit zu tun. Viele kamen von Chaluz- und Lehrgütern, in denen sie die Anfänge der Arbeit bereits erlernt hatten; andere wählten den Kibbuz als die beste und am meisten zu ihrer Aufnahme bereite Ausbildungsstätte für den landwirtschaftlichen Beruf – um zu bleiben oder um ihn wieder zu verlassen, wobei das Leben dazu führte, daß viele von denen, die bleiben wollten, gingen, und andere, die gehen wollten, blieben. Von den Weggehenden wurde ein wesentlicher Teil Landarbeiter oder Siedler in Dörfern.

Die im Kibbuz Gebliebenen betrachten sich aber alle als Landarbeiter. Wenn sie, sich dem Bedürfnis ihrer Gruppe fügend, andere Funktionen übernahmen, sahen sie es in den Jahren des Beginns meist als Opfer an, das sie ihrer Gemeinschaft brachten – die Frauen nicht weniger als die Männer¹⁴.

¹⁴ *Murray Weingarten* schreibt noch jetzt von dem Widerstreben der Chawerim, in der Bautischlerei zu arbeiten, die sein Kibbuz einrichten mußte, um seine landwirtschaftlichen Einnahmen zu ergänzen. Die Chawerim sagten: „Wir sind

b) Von welcher Bedeutung ist im Kibbuz die Familie?

Eine zweite Frage wurde gestellt. Wir sprachen in den Dörfern von Siedler*familien*, betrachteten die zweite Generation als Kinder dieser Familien, sahen in der Familie die, wenn auch nicht alleinbestimmende, so doch bedeutsamste Kraft, die auf Sein und Tun der Heranwachsenden einwirkt. Gibt es im Kibbuz diese formende Kraft der Familie? Ist die Familie nicht abgelöst durch die große Gemeinschaft?

Im folgenden Kapitel wird mit einiger Genauigkeit über die Art der Kindererziehung im Kibbuz gesprochen werden. Hier sei nur dies gesagt: Obwohl die Gesamtverantwortung der Gruppe für jedes Kind und die Gemeinschaftserziehung der Kinder zu den unabdingbaren Wesenszügen des Kibbuz gehören, ist die Beziehung zwischen Eltern und ihren Kindern gewahrt, so daß ein Kibbuzkind nicht nur durch Erbanlage, sondern auch durch erzieherischen Einfluß der Familie in seiner Individualität bestimmt wird.

Organisatorisch ist diese Verbindung zwischen Eltern und Kindern dadurch gesichert, daß an den Spätnachmittagen die Arbeit in den Kinderhäusern unterbrochen wird, und daß jedes Kind die Stunden bis zur Schlafenszeit, meist auch viele Tagesstunden am Schabbat und an Feiertagen, unter der Verantwortung seiner Eltern ist. Brauch, wenn auch nicht Pflicht der Eltern ist es, kleinere Kinder dann noch ins Bett zu bringen.

In einigen Kibbuzim führte es sich ein, daß Kinder bis zu dem Alter, in dem die natürliche Ablösung von den Eltern eintritt, bei diesen schlafen. Die meisten Kibbuzim halten aber weiter an dem Schlafen im Kinderhaus fest: Entweder weil sie in einer zu weitgehenden Erweiterung der Familienbeziehung und Beschränkung des Kinder-Gruppenlebens eine Verletzung der Kibbuz-Ideologie sehen, oder aus wirtschaftlichen Gründen, weil das Schlafen der

nicht in den Kibbuz gekommen, um in einer Fabrik zu arbeiten“, und der Kibbuz war schließlich gezwungen, jedes Mitglied nach dem „Rotationssystem“ zu zeitweiliger Arbeit in der Tischlerei einzusetzen („Life in a Kibbuz“ Zionist Organization and Hechaluz Department, Jerusalem, 3. Auflage 1959, S. 53).

Kinder bei den Eltern den Bau zweizimmeriger Wohnhäuser verlangt, und weil es die Arbeitseinteilung für die Nächte behindert.

Aber es gibt Zwischenformen: Kibbuzim, die das gemeinsame Kinderschlafzimmer beibehalten, aber den Eltern freistellen, ihre Kinder gelegentlich – und das heißt meist in der Nacht vom Freitag zum Schabbat – bei sich zu behalten, oder Kibbuzim, die sich grundsätzlich für das Schlafen bei den Eltern entschieden, aber damit erst nach dem 3. Geburtstag beginnen. Wieder andere Kibbuzim halten am Kinderhaus fest, erweitern aber das seit langem überall eingeführte Prinzip der persönlichen Pflege der Neugeborenen durch die Mutter dahin, daß das Kind in den ersten Wochen oder sogar Monaten im Zimmer der stillenden Mutter bleibt.

Maßgebend für diese verschiedenen Formen in einem Stadium, das wir als ein Versuchsstadium betrachten, sind rationelle Erwägungen und – häufiger – psychologische Einsichten.

Daß die Familie für das Kibbuzkind und für seine Eltern Entscheidendes bedeutet, daß sogar die Eltern-Kind-Beziehung hier oft besonders nah ist, gerade darum weil der Tag sie trennt und die Eltern in den Stunden, die ihren Kindern gehören, ganz für sie dasein können, nicht abgelenkt durch das Vielerlei nie abreißen Arbeit der Siedlerfrau in Dörfern, ist immer wieder beobachtet worden. Wir zitieren hier nur eine der vielen Beschreibungen, die von *Awraham ben Schalom* in seinem Buch „Deep Furrows“ (aus dem Hebräischen ins Englische übersetzt, Haschomer Hazair-Verlag, New York 1937).

„Als mein Kind erst 6 Monate alt war, zeigte es schon größeres Entzücken, wenn es mich oder seine Mutter durch das Netz seiner Krippe sah, als wenn es seine Pflegerinnen sah. In diesem Alter konnte es selbstverständlich noch nichts von seiner Beziehung zu mir wissen. Es kannte mich nur als einen Menschen, der täglich eine kurze Zeit mit ihm spielt – länger am Schabbat – und es zum Schlafen ins Bett legt. Daß es seine Pflegerinnen den ganzen Tag lang sah, bedeutete gar nichts. Wir haben beobachtet, daß die kollektive Erziehung unserer Kinder die gegenseitige Liebe von Eltern und Kindern nicht geschwächt, sondern tatsächlich gestärkt hat. Dies ist kein Wunder. Es ist richtig, Eltern haben wegen ihrer

Arbeit nur eine beschränkte Spanne am Tage Zeit für ihre Kinder. Aber gerade deswegen ist dieses Zusammensein intensiver, hat es einen tieferen Einfluß auf das Kind. Die ruhige, angenehme Zeit nach der Arbeit, wenn Eltern den Druck jeder Pflicht abgeworfen haben, bedeutet für das Kind mehr als lange mit einer nervösen Mutter verbrachte Stunden. Denn dieser Mutter, überlastet mit Pflichten, fehlt die nötige Geduld für das Kind. Für die Kinder wird dies Treffen mit ihren Eltern die glücklichste Stunde des Tages. Es ist unverkennbar, daß im Kibbuz, ebenso wie anderwärts, die Eltern ein wesentlicher Faktor in der Erziehung ihrer Kinder sind.“

Wer immer Kibbuzim kennt, kann nicht an der Bedeutung der Familie im Kollektiv zweifeln. Beweis sind auch die Beobachtungen von Psychologen und Psychiatern. Sie fanden bei Kibbuz-Kindern aus normalen Familien keinen der Wesenszüge, die charakteristisch für „Institutions-Kinder“ sind, die in Heimen aufgezogen werden. Dagegen sind diese negativen Züge sehr oft bei Kindern zu finden, die aus besonderen Gründen (Elternlosigkeit, zerstörte Familie, Krankheit etc.) von Kibbuzim zur Miterziehung in ihre Kinderhäuser aufgenommen werden. Diese kleinen Pensionäre empfinden ihr Verlassensein angesichts der Geborgenheit ihrer Kameraden, der Kibbuzkinder, mit denen sie den gesamten Tag gemeinsam verbringen, doppelt schwer. Die Kibbuzim führten darum ein System der „Vormundschaften“ ein, d. h. sie ordneten ortsfremde Kinder den eigenen Familien zu – manchmal mit gutem, manchmal ohne Erfolg.

Negative psychische Erscheinungen treten im Kibbuz aber auch bei den Kindern von Genossen auf, deren Ehe durch Trennung oder durch Tod zerbrach. Kaum irgendwo leidet das Kind so unter dem Bruch in der Familie wie im Kibbuz mit seinem engen Zusammenleben aller Genossen. Gerade die tiefen psychischen Störungen, die dann bei Kibbuzkindern auftreten, erscheinen als ein weiterer Beweis dafür, welche formende Kraft die Familie in der Entwicklung der zweiten Generation im Kibbuz hat.

c) Bleibt der landsmannschaftliche Charakter erkennbar?

Es bleibt eine dritte Frage zu beantworten: Ist diese Familie noch als mitteleuropäische Familie erkennbar? Ist nicht die vereinheitlichende Kraft des das ganze Leben umfassenden Kollektivs so groß, daß es widersinnig scheint, innerhalb der großen Gemeinschaften nach den „Mitteleuropäern“ zu fragen? – Bei unserer Untersuchung in Kibbuzim bekamen wir bei unserer Frage nach der zweiten Generation tatsächlich fast überall nur eine Auskunft über „unsere Kinder“, d. h. über die Kinder der Gemeinschaft. Man ordnet diese zweite Generation nach Altersgruppen, die schon Erwachsenen nach ihren Spezialfächern; man ordnet allenfalls nach bestimmten Begabungen oder Typen. Niemand kommt darauf, diese Kinder des Kibbuz landsmannschaftlich einzuteilen.

Aber die einzelnen Genossen reden von ihren eigenen Kindern mit dem gleichen Stolz und der gleichen Sorge wie Eltern in gesondert lebenden Familien. Sie reden von den Erbanlagen der Kinder, suchen Züge, in denen sie vielleicht der Großmutter oder einem Bruder der Mutter gleichen. Sie versuchen, ihnen in den Stunden des Zusammenseins das Beste an kulturellen und zivilisatorischen Werten weiterzugeben, die sie selbst empfangen und als wertvoll empfinden – oft *wieder* als wertvoll empfinden, nachdem die Periode der Entfremdung unter dem Einfluß der Jugendbewegungen und in den ersten Jahren des Kibbuzlebens vorüber ist. Und wenn sie aus dem mitteleuropäischen Kreise stammen, gleichen diese Erziehungswerte denen, die auch andere mitteleuropäische Eltern ihren Kindern zu geben versuchen. In diesem Sinne scheint es uns berechtigt, von den Mitteleuropäern im Kibbuz gesondert zu sprechen.

Kam nur ein Elternteil aus einem der mitteleuropäischen Länder, so verwischt sich das Landsmannschaftliche weiter, obgleich es auch dann nicht völlig eliminiert ist. Gemischt-landsmannschaftliche Familien sind aber im Kibbuz häufig. Die Siedler, die in die Mittelstandssiedlungen oder in andere Orte als Individual-Siedler gingen, waren fast alle vor dem Siedlungsbeginn ver-

heiratet. So war es normal, daß Mann und Frau aus dem gleichen Kreise kamen.

Dagegen wanderten „Kibbuznikim“ fast immer unverheiratet ein. Sie kamen oft in geschlossenen Gruppen, stammten aus dem gleichen Jugendbund, aus dem gleichen Vorbereitungs-Lager – junge Männer und junge Frauen, immer mehr Männer als Frauen. Oft konzentrierten sich diese Gruppen in provisorischen Zentren, bevor sie angesiedelt wurden. Sie wohnten zu dreien oder vierten in Zelten. Tag und Nacht gehörten der Gemeinschaft. Freundschaften waren häufig, Eheschließungen selten. Diese begannen, nachdem die Gemeinschaft sich konsolidiert hatte, also in der Regel erst nach der Ansiedlung, und das hieß fast immer nach Zusammenfügung mit ähnlichen Gruppen aus anderen Herkunftsländern. Da das gemeinsame Ziel, der Wirtschaftsaufbau und die Verwirklichung gleicher Ideale, eine vereinheitlichende Kraft hatte, da alle Genossen der Kibbuzim hebräisch sprachen oder doch sich darum mühten, da Familientradition in dieser Periode des Neubeginns, in der alles von Zukunft sprach, bedeutungslos schien, ist es selbstverständlich, daß die Gruppen sich vermischten.

Die Zahl der rein mitteleuropäischen Familien ist trotzdem groß.

Eine vom Kibbuz Giwat Chajim (Kibbuz Meuchad) anlässlich seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens herausgegebene Darstellung gibt einen Überblick über die Herkunftsländer seiner Genossen. Von insgesamt 320 Chawerim des Jahres 1956 kamen 124 aus Mitteleuropa, 27 aus Afrika oder Asien und 57 waren Kinder des Landes, wobei nicht zwischen den Genossen der ersten und der zweiten Generation unterschieden wurde. So ist jedenfalls bei der ersten Generation die Herkunft aus Mitteleuropa noch unverwischt und, wenn auch nicht statistisch korrekt erfaßt, doch überall beachtet.

Es wurden hier drei Fragen gestellt: 1. Sind die Chawerim von Kibbuzim als Siedler anzusehen – 2. Hat nicht die große Gemeinschaft mit ihrer Erziehungspflicht und ihrem Bestimmungsrecht die

Familie abgelöst? – 3. Ist die Herkunft aus Mitteleuropa bei den Genossen im Kibbuz überhaupt noch erkennbar?

Wir glauben, daß die Antworten, die wir auf die drei Fragen fanden, uns berechtigen und verpflichten, die Kibbuzim in einer Studie über „Die zweite Generation mitteleuropäischer Siedler in Israel“ mitzubehandeln.

B. VON DER ZWEITEN GENERATION IM KIBBUZ

Kibbuz-Erziehung

An welchem Maßstab kann der Erfolg einer Erziehung gemessen werden? An der körperlichen und seelischen Entwicklung des Erzogenen? An seiner Bedeutung für die Gemeinschaft? An seiner Leistung? An seinem Sein?

Aufzucht und Erziehung der Kinder in der einzelnen Familie werden wesentlich vom Instinkt geleitet, von einer Mischung ursprünglichen Empfindens und überkommener Werte. Die Wertsetzungen wandeln sich allmählich und werden in einer revolutionären Gesellschaft gewaltsam durch neue ersetzt. Es gibt nachdenkende, ihre Handlungen oft überprüfende und korrigierende Eltern. Doch instinktives Handeln steht am Anfang.

Im Kibbuz ist das Ursprüngliche nicht ausgeschaltet. Es bleibt wirksam in den einzelnen Erziehern, bleibt es vor allem in den Eltern. Aber Bewußtes, Rationales, Zielhaftes ist in seinem Erziehungssystem bestimmend.

Es ist bekannt, daß der Kibbuz zuerst mehr aus realistischen als aus ideologischen Erwägungen entstand. Nur durch Gruppenarbeit konnten zu Beginn des zionistischen Aufbauwerks die vom Jüdischen Nationalfonds erworbenen Bodenflächen nutzbar gemacht werden, und da die Versuche, Administratoren einzusetzen, mißglückten, weil die revolutionär gestimmten jungen Pioniere der zweiten Alija, von Gedanken Tolstois und Gordons erfüllt, die Erde bearbeiten,

sich aber nicht beherrschen lassen wollten, blieb die Landbebauung durch eine Gruppe gleichgestellter Genossen die einzige Lösung¹⁵.

Dabei dachten die ersten Genossen, die 1909 die Farm Kineret verließen und mit dem Aufbau der Kwuza Dagania begannen, zunächst an eine Siedlungsform, die etwa dem jetzigen Moschaw Owdim entspricht, nicht an ein beständiges Leben und Arbeiten im Kollektiv. Als sie sich aber zur Kwuza entschlossen und diese Form nachgeahmt wurde, weil sie sich als koloniasatorisch glücklich erwies und der Denkart osteuropäischer Pioniere der zweiten und dritten Alija (später auch der von Mitteleuropäern der fünften Alija, die in Jugendbewegungen erzogen worden waren), angemessen war, rankte sich um das Gerüst des Gegebenen und Notwendigen die Ideologie des Kibbuz.

Teil dieser Ordnung und dieser Ideologie ist das System der Kinderpflege und der Erziehung durch die Gemeinschaft und für die Gemeinschaft. „Den Kibbuz im Werden“ hat man die Kinderhäuser genannt, und in diesem Sinne erfolgt die Führung der Kinder vom ersten Erwachen ihrer Persönlichkeit an bis zur Reife und Mitaufnahme als vollberechtigte und vollverantwortliche Genossen. Sie erzieht zur Kameradschaftlichkeit, zur Einsatzbereitschaft für den Ort und das Land, zur Liebe für Natur und Arbeit¹⁶.

Säugling und Kleinkind

Diese Erziehungsform hätte nicht unbedingt verlangt, Neugeborene bereits von der Mutter zu trennen. Daß dies geschah, ist ebenso auf wirtschaftliche wie auf gedankliche Motive zurückzuführen.

¹⁵ Siehe dazu *Arthur Ruppin*, Die landwirtschaftliche Kolonisation in Palästina, „Aufbau-Verlag“ Berlin, 1925 S. 126 ff.

¹⁶ Wir zitieren aus *Murray Weingraten*, „Life in a Kibbuz“, S. 95: Der Zweck des Kibbuz ist, sagen seine Anhänger, fast mit den gleichen Worten, die Platon in seinem „Staat“ benutzt, nicht nur einen neuen ökonomischen Rahmen für die Gesellschaft zu formen. Er soll einen neuen Menschen schaffen mit Charakterzügen, die von denen seiner Vorfahren völlig abweichen. Dieser neue Mensch muß so beschaffen sein, daß er von frühester Kindheit an den kooperativen und demokratischen Sozialismus in sich aufnimmt.

Neben den ins Weltliche gewandten religiösen Idealen, die die Genossinnen mit ihren männlichen Kameraden teilten, waren es extreme Gedanken der Frauenemanzipation, die sie beherrschten. Indem sie für die völlige Gleichstellung der Frau mit dem Mann in Art und Umfang der Arbeit kämpften, glaubten sie, die jeder Frau eingeborene Sehnsucht, ihr kleines Kind selbst zu pflegen, überwinden zu müssen¹⁷.

Da nun aber die Gemeinschaft die Verantwortung für ihre zweite Generation vom ersten Tage an übernimmt – oder eigentlich noch in der Zeit vor der Geburt, in der die schwangere Genossin besonders ernährt und geschont wird –, setzt sie alles daran, diese Aufgabe bestmöglich durchzuführen. Nirgends sonst erweist sich der Geist des Kibbuz, die Überwindung des jedem Menschen eingeborenen Egoismus, zeigt sich die Grunddisziplin, die Unterwerfung unter ein selbstgeschaffenes Gesetz, deutlicher als in der Arbeit für das Kind. So bauten sämtliche Kibbuzim aller Richtungen als erste feste Gebäude Säuglings- und Kinderhäuser, während die Erwachsenen, Frauen ebenso wie Männer, noch in Zelten wohnten, die jeder starke Sturm umriß.

Das Kinderhaus

Die Kinder wachsen in ihrer eigenen Welt auf, ähnlich der in einem sehr gepflegten ländlichen Kinderheim, nur mit dem Unterschied, daß ihre Gruppen nicht aus dem Ganzen der Welt, zu der sie gehören, herausgenommen sind. Jeder Ausflug mit der Kindergärtnerin ist ein Weg durch die Wirtschaft: die Pflanzen und Tiere des Hofes, Wildpflanzen und Tiere am Wegrand werden beobachtet, bilden das Thema für Aussprachen und erste Belehrung; jedes Kinderfest ist ein Fest der Gemeinschaft, und – entscheidender als alles andere – die Eltern sind da. Sie sind tagsüber bei der Arbeit, aber diese Arbeit ist das ständig Beobachtete, das Nahe, Vertraute, und

¹⁷ Daß diese extreme Haltung einer natürlichen gewichen ist und weiter weicht, führten wir in dem vorangehenden Kapitel aus.

sie wird – dies lernen die Kinder von klein auf – später, wenn sie erwachsen sind, ihre eigene Arbeit sein¹⁸.

Am Spätnachmittag, wenn die Kinder zuhause sind, ist das Prinzip der Gemeinsamkeit, der Gleichheit, das sie sonst zu achten lernen, durchbrochen: Jedes Kind hat *seine* Eltern, und in jedem Eltern-Zimmer ist für das Kind eine Spielecke, in der all die kleinen Schätze aufgespeichert sind, die die Eltern ihm selbst machten, oder die Verwandte und Freunde von außen brachten und schickten.

Die Kibbuzschulen

Mit 6 Jahren beginnt der systematische Schulunterricht. Sein Inhalt und seine Form sind seit der Gründung des Staates Israel in den ersten 8 Jahren wesentlich durch das Unterrichtsministerium bestimmt. Doch sind die Kibbuzkinder gegenüber Stadtkindern, aber auch gegenüber den meisten Dorfkindern, dreifach bevorzugt: Die Schülerzahl in den Klassen ist, selbst in den größten Kibbuzim, oder in den Schulen, in denen die allzu geringe Zahl in einer Altersgruppe zum Zusammenlegen verschiedener Gruppen, manchmal auch zur Einschulung fremder Kinder zwingt, weit kleiner als in normalen Volksschulen. Der zusammen aufgewachsene, zusammen vorge-schulte Kreis der Kinder bildet eine Einheit. Der Schulunterricht fügt sich dem Leben während des ganzen Tages ein, so daß der Lern-unterricht durch Werkunterricht, Gartenarbeit und künstlerischen Unterricht ergänzt werden kann.

Neben diesem Gruppenunterricht steht die Sorge der Kibbuzim für einzelne, besonderer Pflege bedürftiger Kinder: Schüler, die in irgendeinem Fach zurückbleiben, erhalten Nachhilfeunterricht; durch Krankheit Behinderte werden privat unterrichtet; orthopädisch oder asthmatisch leidende Kinder werden, notfalls durch von außen herangezogene Kräfte, heilgymnastisch behandelt; psychisch Geschädigte werden oft für Jahre in Kinderheimen unter heilpäd-

¹⁸ *Henrik F. Infield*, *Cooperative Living in Palestine*, London 1946.



Abb. 7: Zweite Generation bei der Feldarbeit



Abb. 8: Kibbutz-Jugend



Abb. 9: Kinder der dritten Generation bei der Arbeit



Abb. 10: Die Jüngsten der Wirtschaft

agogischer Leitung untergebracht. Es sind Aufwendungen, die für die einzelne Siedlerfamilie kaum je tragbar wären.

Mitarbeit der Kibbuzkinder

In der Anfangsperiode der Kibbuzim wurden die Kinder frühzeitig zur Mitarbeit in der Wirtschaft herangezogen – wenn auch, wie es dem Prinzip der geordneten Gemeinschaftserziehung entspricht, immer nur in genau bestimmten Stunden –, anders als das Kind aus einer Siedlerfamilie, das von früh an gewöhnt ist, in Haus und Hof kleine Dienste zu verrichten, wann immer sie gebraucht werden. (Man charakterisierte einmal in einem Moschaw Owdim den Unterschied zwischen den Kindern des Dorfes und denen eines benachbarten Kibbuz: „Die Kinder im Moschaw haben es schwerer, aber auch wärmer.“)

Jetzt sind viele Kibbuzim dazu übergegangen, außer kleinen Diensten, die abwechselnd von Kindern zu leisten sind, gesonderte „Kinderwirtschaften“ einzurichten, die oft groß sind und die meisten Zweige einer gemischten Landwirtschaft umfassen. Die einzelnen Kindergruppen, beginnend mit den Zehn- bis Elfjährigen und endend mit den Vierzehn- bis Sechzehnjährigen, arbeiten dort täglich 1–2 Stunden. Diese landwirtschaftliche Arbeit ist Teil des gesamten Unterrichts geworden. Systematisches Erlernen der einzelnen Wirtschaftszweige, zwischen denen die Schüler alle 3 oder 4 Monate wechseln und die Beobachtung besonderer Berufseignung durch die Erzieher wird dadurch möglich. Aber dies ist erkaufte mit einem Verzicht auf die natürliche Zusammenarbeit der Generationen, wie sie in der Landwirtschaft sonst üblich ist.

Aufbauklassen

Die Genossen der Kibbuzim empfinden sich als eine Elite im Volk. Wenn sie es dadurch wurden, daß sie – ebenso wie die Umschichtler fast durchweg mittelständischen Familien entstammend – ein entbehrungsreiches Arbeitsleben auf sich nahmen und durch kollektive, vorwärts treibende Arbeit Entscheidendes für die Erschließung des

Landes taten, so geht ihr Bemühen jetzt dahin, ihren Kindern, die meist körperlich kraftvoll und seelisch freier sind, als sie selbst es waren, durch geistige Höherbildung und Einsatz im nationalen Dienst die Führerstellung zu erhalten. Sämtliche Kibbuzim des Landes haben vor einiger Zeit die zwölfklassige Schule eingeführt.

Das Lehrprogramm in den Aufbauklassen entspricht meist dem landwirtschaftlicher Gymnasien. Doch wird, wo die Mittel dazu reichen und wo Lehrkräfte aus dem eigenen Kreise, oder auch von außerhalb, herangezogen werden können, den Schülern die Wahl zwischen verschiedenen Gymnasialrichtungen gelassen. Gleichwohl hat keine der Kibbuz-Mittelschulen sich bisher dazu entschlossen, den Lehrgang mit dem Abitur abschließen zu lassen – obgleich Vorzug und Nachteil einer solchen staatlich anerkannten Abschlußprüfung überall diskutiert wird. Der wesentliche Vorzug wäre die Möglichkeit zum freien Übergang in eine Hochschule oder hochschulartige Berufsschule, während jetzt vor einem Studium das Abitur extern gemacht werden muß. Die Nachteile der staatlich anerkannten Abschlußprüfung sind: Die Einzwängung in ein von fremder Stelle festgelegtes Lehrprogramm, der Druck, den jede Abschlußprüfung mit sich bringt, und – nicht zum wenigsten – die Gefahr, daß viele der Absolventen, denen der Kibbuz das Studium verweigert, diesen verlassen würden. Einen Ausgleich versucht man, durch Sondervereinbarungen mit der landwirtschaftlichen Fakultät der Universität und kürzlich auch mit dem Technion zu schaffen, die den Absolventen der Kibbuz-Aufbauschulen die Weiterbildung in speziellen Zweijahreskursen ermöglichen.

Berufsentscheidung

Wir sprachen früher davon, daß die Arbeit im Kibbuz heute weitgehend spezialisiert ist. Die eigentliche Festlegung auf einen Beruf erfolgt in den meisten Kibbuzim erst nach Rückkehr der Jugendlichen vom Militär, weil erst dann die Persönlichkeitsentwicklung soweit gediehen ist, daß eine Entscheidung möglich wird.

Im allgemeinen versuchen die Kibbuzim die Berufs- und Arbeitswünsche ihrer Jugendlichen zu befriedigen, selbst wenn dadurch eine Verschiebung unter den erwachsenen Genossen erfolgen muß. Die Gemeinschaftserziehung und das in den Kindergruppen von klein auf geübte System der Selbstbestimmung bewirken, daß die Jugendlichen sich meist über die Arbeitsplätze einigen, obgleich selbstredend schon hierbei und besonders bei der endgültigen Entscheidung Gegensätzlichkeiten nicht ganz zu vermeiden sind.

Wie erfolgt die Berufswahl? – Eine Begrenzung ist durch die Wirtschafts- und Lebensgemeinschaft des Kibbuz gegeben. Hier und da wird sie durchbrochen: wenn z. B. eine Kibbuztochter darauf besteht, Sozialarbeiterin oder Krankenschwester zu werden, wenn sie eine so starke musikalische Begabung hat, daß sie alles daran setzt, Konzertvirtuosin zu werden, wenn ein Kibbuzsohn nur in wissenschaftlicher Forschungsarbeit seine Erfüllung sieht.

Doch ist dieses Heraustreten aus dem Rahmen selten; denn dieser Rahmen ist, besonders in großen Kibbuzim, ein sehr weiter. Schon innerhalb der Landwirtschaft ist eine Spezialisierung möglich wie kaum je bei dem Einzelsiedler. Die Großwirtschaft des Kibbuz braucht Fachleute für Kuhwirtschaft, für Schafzucht, für Gemüseanbau, für Baumpflanzungen, für Anbau von Industriepflanzen, für Fischteiche usw., und die Entwicklung eines solchen Spezialistentums tritt an die Stelle des Siedlerberufs, wie wir ihn bei dem Einzelsiedler mit gemischter Kleinwirtschaft kennen. Im Allgemeinen versucht die Kibbuzerziehung, die Heranwachsenden zur Landarbeit zu führen, die als die produktive Arbeit *kat' exochen* angesehen wird.

Aber auch außerhalb der Landwirtschaft bleiben dem jungen Genossen eine Fülle von anderen Berufsarbeiten zur Wahl, variiert nach dem Typus des Kibbuz, vor allem nach dem Grade seiner Industrialisierung. Bei der Wandlungsfähigkeit der Kibbuzim ändert sich der Wirtschaftsaufbau häufig, so daß neue Berufsmöglichkeiten entstehen oder ein gelernter Beruf später gegen einen anderen eingetauscht werden muß.

Jeder Versuch, die Berufs- und Ortstreue in der zweiten Generation individuell Siedelnder und der Mitglieder vom Kibbuzim zu vergleichen, wird durch den verschiedenen Aufbau der Siedlungstypen unmöglich. Besonders deutlich ist dieser Unterschied bei den im Kibbuz herangewachsenen Mädchen. Wir wissen, daß von den Siedlertöchtern aller Dörfer, der Mittelstandssiedlungen ebenso wie der Moschwej Owdim und der alten Kolonien, viele wegstreben, nicht weil sie Dorf und Familie verlassen wollen, sondern weil nur wenige Mädchen Landwirtschaft als einen aussichtsreichen Beruf oder überhaupt als „Beruf“ auffassen. Sie haben als Kinder die Mutter in der Wirtschaft schwer arbeiten gesehen, aber eben als Mutter, als Frau. Selten betrachteten sie sie als „Berufstätige“, und wenn ihre Gedanken sich auf einen Beruf richten, der ihre Kräfte nutzt und sie wirtschaftlich unabhängig machen kann, denken sie an Medizin, Pädagogik, Sozialarbeit, evtl. auch an ein Handwerk oder an Büroarbeit. Selbstredend gibt es Ausnahmen: Siedlertöchter, die Landwirtschafts- oder Haushaltsschulen besuchen und sich dort allgemein ausbilden, um den Eltern, oder später einem Ehemann zu helfen, oder die sich in einem landwirtschaftlichen Fach spezialisieren. Doch sind diese zielhaft zur Landwirtschaft übergehenden Siedlertöchter in Dörfern eine Minderheit.

Unter den Kibbuzmädchen ist der Prozentsatz der sich zur Landwirtschaft Entschlossenen weit größer. Dies dürfte damit zusammenhängen, daß sie ihre Mütter nicht anders als ihre Väter als Genossen der Arbeitsgemeinschaft sahen – besonders geschätzt, wenn sie in einem landwirtschaftlichen Fach Tüchtiges leisten. Doch auch unter ihnen bevorzugen viele ein pädagogisches, pflegerisches oder handwerkliches Fach.

Bei den Siedlerkindern zählten wir nun alle, die einen nichtlandwirtschaftlichen Beruf ergriffen, als „Nichtsiedler“. Im Kibbuz bleiben sie Genossen und Genossinnen, nehmen Teil an dem Weiterbestand der Gemeinschaft, und oft erfüllen sie gerade in der Ausübung des nichtlandwirtschaftlichen Berufes wichtige Funktionen – wenn sie z. B. Betriebsleiter in einer der Werkstätten oder Lehrer werden und

Kräfte ersetzen, die vorher von außerhalb herangezogen werden mußten.

Die Berufswahl bestimmende Faktoren

Vier Faktoren sind im Kibbuz für die Berufswahl maßgebend: Der Bedarf der Gemeinschaft, der Berufswunsch der Jugendlichen, die durch Jahre der Beobachtung gebildete und notfalls durch das Urteil eines herangezogenen Berufseignungs-Prüfers ergänzte Ansicht des Erziehungsausschusses und der Wunsch der Eltern. Da im Kibbuz, nicht anders als überall, ausgesprochene Abweichungen von der Norm nach oben oder unten selten sind, und da die Kibbuz-erziehung meist dazu führt, daß der einzelne in seinem Beruf einen ihm von der Gemeinschaft gegebenen Auftrag sieht, ist es im allgemeinen möglich, eine Übereinstimmung dieser vier Faktoren zu erreichen. Doch nicht immer ist dies der Fall. Dann tritt eine der interessantesten Fragen auf, nämlich inwieweit die Eltern einen Einfluß auf die Entscheidung haben.

Im Oktober 1957 veröffentlichte die Vierteljahresschrift der Henriette Szold Foundation for Child- and Youth-Welfare „Megamoth“ eine Forschungsarbeit von Dr. *Jonina Talmon-Gerber*, die sich speziell mit diesem Problem beschäftigt. Durch Befragung von 415 Familien in 12 Kibbuzim des Ichud Hakwuzoth w'Hakibbuzim kam sie zu der Schlußfolgerung:

„Obwohl sich die Ideologie der Familie innerhalb der Bewegung verstärkt, gibt es doch noch einen starken Widerspruch gegen sie. Etwa die Hälfte ist für, die Hälfte gegen unmittelbare Einflußnahme der Eltern auf die Berufsfestlegung. Nur ein kleiner Prozentsatz erstrebt das völlige Bestimmungsrecht der Eltern gegenüber einem verhältnismäßig großen, der ihnen keinerlei Recht einräumen will. Zwischen diesen Extremen fanden wir einen erheblichen Prozentsatz, der die Beratung und Richtungsweisung durch die Eltern verlangt . . . Die Ideologie des Kollektivs steht in schwerem Kampf mit der individualistischen, den einzelnen Menschen und die Familie beachtenden Tendenz. Aber bei der Arbeitseinordnung ist die Kollektiv-Idee bestimmend, weil sie im Aufbau des Kibbuz fest begründet ist.“

Leider ist diese Studie auf eine bestimmte Kibbuzrichtung beschränkt,

und es fehlt in ihr, was für uns das aufschlußreichste wäre, eine Unterscheidung der befragten Familien nach Landsmannschaften.

Das Bild ist nicht einheitlich. Die Kibbuzrichtungen haben eine verschiedene Bindekraft; auch innerhalb der gleichen Richtung gibt es Abweichungen zwischen einem Kibbuz und dem anderen und oft sogar im gleichen Kibbuz zwischen einander folgenden Jahrgängen. Doch kann gesagt werden, daß es dem Kibbuz als ganzem gelungen ist, die weitaus meisten der zweiten Generation zu halten – wobei wir als Bleibende auch die rechnen, die neue Kibbuzim errichten oder sich jungen Kibbuzim anschließen, um – so wie ihre Eltern es taten – im Kollektiv und durch kollektive Arbeit das Land zu erschließen und zu sichern.

Was die zweite Generation an die Idee und meist auch an den Heimatort bindet, ist die besondere Lebensform der Kibbuzim, ihre Verbindung von ländlichen und städtischen Zügen, die Möglichkeit der verschiedenen Berufs- und Arbeitswahl, die Art der Erziehung, die den Kibbuz idealisiert und in dem Kind, von klein auf, Stolz auf seine Lebensform und sein Werk begründet. Dies wird durch einen Unterricht gefördert, der die Natur und die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Heimatortes in das Zentrum früher Belehrung stellt und dadurch eine Ortstreue und ein Selbstbewußtsein erzeugt, die sich als tragende Kraft bewähren. (Es ist eine Art des Unterrichts, die in den Dörfern, auch in fast allen Mittelstandssiedlungen, deren Umschichtler nicht weniger für den Aufbau des Landes als die Kibbuz-Mitglieder taten, den Kindern zu geben versäumt wird.) Kibbuzkinder empfinden es als einen Abstieg, wenn sie Städter werden – eine Erscheinung, die allerdings auch bei Siedlerkindern aus fest begründeten Dörfern oft festzustellen ist.

Es mögen auch negative Momente mitwirken, die das Kibbuzkind festhalten: Die Verwöhntheit in den Jahren der Kindheit, eine gewisse Weltfremdheit, dazu die meist einseitige, nur für das Leben im Kibbuz berechnete Berufsschulung, die den Übergang in die freie Wirtschaft erschwert. Daß dies eine Rolle spielt, wird dadurch bewiesen, daß die Kinder, die dennoch ausscheiden, fast durchweg junge

Menschen sind, die einen Beruf erlernten, der sie außerhalb des Kibbuz ernähren kann, und daß die Kibbuzim selbst ihre Vorsicht bei der Ausbildung zu akademischen Berufen damit begründen, daß sie das Ausscheiden fürchten. Doch scheint uns das Positive, der wirkliche Wille zum Kibbuz, maßgebender als diese negative Seite.

Bewährung als Genossen im Kibbuz

Wir versuchten der Frage nachzugehen, wie die erwachsenen Kibbuzkinder sich bewähren. Ein Genosse aus einem Kibbuz, in dem schon verhältnismäßig viele Herangewachsene der zweiten Generation mitarbeiten, und der selbst ein ernster, nachdenklicher Mann ist, ein wirklicher Siedler, der sich speziell mit der Jugend beschäftigt, sagte dazu:

„Wir versuchen, gerade den jungen Genossen verantwortliche Arbeiten zu überlassen, und es gibt ein großes Feld für ihre schöpferische Tätigkeit. Aber wir empfinden eine gewisse Passivität in dieser Jugend. Sie arbeitet gewissenhaft, nimmt auch teil an Fachausschüssen; doch kaum einer geht darüber hinaus. Vielleicht haben es unsere Kinder zu leicht gehabt. Vielleicht haben sie zu wenig von den Kämpfen und Schwierigkeiten der Aufbaugeneration erfahren, wurden mehr daran gewöhnt, zu nehmen als zu geben. Vielleicht ist auch ihre lange Abwesenheit aus dem Kibbuz durch die 3 oder 4 Dienstjahre schuld daran, daß sie nicht aktiver an seinem Leben teilnehmen. Vielleicht ist es eine Reaktion auf die Gemeinschaftserziehung, die sie zur Absonderung treibt, oder es ist einfach eine Folge ihrer Jugend, durch die ihr Gefühlsleben so stark auf das Eigenste gerichtet ist, daß objektive Aufgaben ihnen wenig bedeuten. Es bleibt abzuwarten, ob nach einigen Jahren das Verantwortungsgefühl dieser zweiten Generation für die Wirtschaft, die dann wesentlich auf ihre Kraft angewiesen sein wird, erstarkt.“¹⁹

¹⁹ Ähnliche Klagen über eine gewisse Passivität der jungen Genossen aus der zweiten Generation findet man oft in der Kibbuz-Literatur – zugleich mit dankbaren Feststellungen über Dienstbereitschaft und Ortsverbundenheit dieser Jungen. Siehe z. B. *Simon Stern*, Über die Geschlechterfolge in der Kibbuzgemeinschaft, Ofakim 1958, die hebräische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht des Kibbuz Arzi.

Wo Kibbuzim von der zweiten Generation selbst begründet wurden, zeigt sich die Aktivität, die in den alten Kibbuzim vermißt wird. Aber ebenso wie bei den jungen Siedlern der Dörfer und in der gesamten Jugend des Landes ist eine realistischere Einstellung als bei der ersten Generation, den von idealistischen Antrieben bewegten Gründern, zu beobachten. Ein Jerusalemer Psychologe drückte diese Umstellung wohl richtig aus, als er sagte: „Jetzt ist es die Tomate, nicht mehr der Jude, der die Tomate zieht.“²⁰

Es kann nicht anders sein. Denn wenn in Israel auch noch die kleinen Kinder das Lied der Pioniere singen: „Wir kamen ins Land, um in ihm zu bauen und aufgebaut zu werden“, so sind eben diese Kinder nicht mehr ins Land gekommen, sie haben nicht die Last der jüdischen Zerstreung und nicht den Reichtum dieses schweren Erlebens getragen. Sie sind frei und ihrer selbst bewußt aufgewachsen. Sie wollen bauen; der Sinn des „Aufgebautwerden“ ging ihnen verloren – nicht dem einzelnen, denn jeder israelische Jugendliche durchlebt die Entwicklungsjahre als einen inneren Kampf, nicht anders als jeder andere Jugendliche in der Welt – aber der Jugend als einer Gesamtheit. Das ist ihre Kraft und ihre Schwäche.

Da die Kinder mitteleuropäischer Einwanderer, die sich Kibbuzim anschlossen und darin verwurzelten, Teil der Kibbuzjugend sind, gilt das Gesagte auch für sie.

Der Einfluß der Familie wird nur noch als Variante der allgemeinen Wesenheit empfunden. Und doch ist diese Variante wichtig. Sie kennzeichnet die Menschen der zweiten Generation auch im Kibbuz als Kinder ihrer Eltern, als Mitteleuropäer. Bestimmte Charakterzüge, bestimmte Arten des Denkens und des Geschmacks, die El-

²⁰ *Melford E. Spiro* schreibt dazu in seinem „Children of the Kibbuza“, Harvard University Press, Cambridge Mass. 1958, S. 372: „Die Gründer der Kibbuzim betrachteten Arbeit als Berufung und landwirtschaftliche Arbeit als ein Mittel zur Selbstverwirklichung durch die Entdeckung der Natur. Nicht so, soweit wir beobachteten, die „Zabres“. Daß die Zabres keine Tolstoische Haltung haben, sieht man in ihrer Abneigung gegen gärtnerische Arbeit. Sie wünschen nicht mit Hacke und Schippe zu arbeiten. Sie wollen auf dem Boden, aber nicht in ihm arbeiten. Sie wünschen ‚auf Rädern‘ zu sein.“

tern und Pädagogen bei der Jugend im Kibbuz beobachten, und die nach dem völligen Erwachsensein und der eigenen Familiengründung deutlicher hervortreten als in den Entwicklungsjahren, sind die gleichen wie in der zweiten Generation der übrigen mitteleuropäischen Siedlerschaft.

C. VIER KIBBUZIM

Aus der großen Zahl von Kibbuzim mit bedeutenden Gruppen mitteleuropäischer Genossen haben wir vier ausgewählt, die wir hier mit einigen Strichen zeichnen.

Givat Brenner

Givat Brenner, in der judäischen Küstenebene südlich von Tel Aviv gelegen, ist heute eine der größten Siedlungen des Kibbuz Mëuchad mit einer Bevölkerung von 2000 Menschen.

Seine Anfänge gehen auf das Jahr 1928 zurück. Eine kleine Gruppe von Pionieren aus Litauen, Italien und Deutschland ging damals unter der Führung von *Enzo Sereni*²¹ auf Böden, die der Jüdische Nationalfonds ihnen zuwies. Sie wohnten in Zelten, lebten aufs primitivste und setzten all ihre Kraft an die Erschließung des verödeten Bodens.

Als 1933 die große Einwandererwelle aus Deutschland einsetzte, stand Givat Brenner noch ganz am Anfang. Trotzdem schlossen sich ihm immer neue Gruppen einwandernder Chaluzim an – bestimmt durch das Gemeinschaftsgefühl der Menschen aus dem gleichen Herkunftslande und durch das Vertrauen, das *Enzo Sereni* als Mensch

²¹ *Enzo Sereni* kam während des 2. Weltkrieges als Freiwilliger in das von den Deutschen besetzte Gebiet, wo er mit dem Fallschirm absprang, wurde gefangen genommen und von den Deutschen erschossen. Die Erinnerung an ihn beherrscht Givat Brenner, und sein Name ist in dem großen Kulturzentrum des Kibbuz festgehalten.

und Pionier in den Jahren seiner vorangegangenen zionistischen Arbeit in Deutschland gewonnen hatte.

Die neuen Genossen von Giwat Brenner waren fast ausnahmslos jung, durch zionistische Jugendbewegungen, den „Jung-Jüdischen Wanderbund“, „Brith Haolim“ „Habonim“ und „Hechaluz“ ideologisch und oft auch fachlich für ein Arbeiterleben in Palästina vorbereitet. Die meisten waren landwirtschaftlich geschult; aber es gab unter ihnen auch gute Handwerker.

Die Kleinheit der zur Verfügung stehenden Bodenfläche, die auch bei intensivster Bearbeitung die rasch wachsende Gemeinschaft nicht ernähren konnte, und die handwerkliche Schulung einiger Genossen führten Giwat Brenner fast als ersten Kibbuz im Lande zu dem Entschluß, industrielle Arbeit mit der Landwirtschaft zu verbinden. Heute bearbeitet der Kibbuz den – nach der Staatsgründung erweiterten – Boden in gemischter Landwirtschaft: Citrus-, Bananen-, Kernobst-, Weinpflanzungen, Getreide und Futtermittel, Kuhwirtschaft, Hühnerhaltung und Schafzucht. Aber die Hälfte seiner erwerbstätigen Genossen arbeitet in vier Industrie-Betrieben: einer großen Konservenfabrik, einer Fabrik für ätherische Öle, einer Fabrik für landwirtschaftliche Bewässerungsanlagen und in Tischlereien.

Die Menschen der mitteleuropäischen Alija bildeten zeitweise unter den Genossen eine Mehrheit. So waren z. B. im Oktober 1942 unter insgesamt 527 Mitgliedern 286 mitteleuropäischer Herkunft, fast durchweg Einwanderer aus Deutschland. Dieser erste Kreis war aber hier, ebenso wie in anderen Kibbuzim, unstabil. Viele verließen den Kibbuz nach wenigen Jahren, um sich anderen Gruppen anzuschließen, sich selbst anzusiedeln oder in die Städte zu ziehen, und als im Jahre 1952 größere Stabilität erreicht war, spaltete sich eine Gruppe von 100 Genossen, vorwiegend mitteleuropäischer Herkunft ab, um sich einem jungen Kollektiv des Ichud Hakwuzoth w'Hakibbuzim, Netzer-Sereni, anzuschließen. Bestimmend für diese Umsiedlung einer ganzen Gruppe waren politische Gegensätze, doch auch der Wunsch nach einer intimeren Lebensgestaltung.

Zur Zeit unserer Untersuchung (Frühjahr 1958) waren nur noch 200 unter insgesamt 800 Genossen Giwat Brenners Menschen der mitteleuropäischen Alija. Aber da sie zu den ältesten und erfahrensten Mitgliedern der Gemeinschaft gehören, war ihr Einfluß groß und überall fühlbar.

Die zweite Generation

Wie in den meisten Kibbuzim wurden in Giwat Brenner in den schweren Anfangsjahren Geburten möglichst vermieden. Nachdem aber eine gewisse Festigung eingetreten war, verwandte die Gemeinschaft sehr viel von ihrer Kraft, ihren Mitteln und ihrem Denken auf die Pflege und Erziehung der Kinder. Während die Genossen noch in primitivsten Holzhütten lebten, entstand die „Straße der Kinderhäuser“ mit ihren nach Altersgruppen gesonderten Häusern, mit geräumigen Schlaf- und Wohnräumen, Gärten und Spielplätzen, die vorbildlich für andere Kollektive wurden. Jedes Jahr brachte verbesserte Einrichtungen und vertiefte die pädagogischen und psychologischen Einsichten, wobei das Prinzip des „Kinderhauses“ kompromißlos beibehalten wurde.

Von den herangewachsenen Kindern waren Anfang 1958 etwa 50 im Alter zwischen 22 und 25 Jahren mitarbeitende Genossen des Kibbuz. 10 andere aus der gleichen Altersgruppe lernten außerhalb in verschiedenen Lehranstalten Fächer, die für die wirtschaftliche und kulturelle Festigung des Kibbuz bedeutsam sind: 5 wurden im Kibbuzseminar zu Lehrern ausgebildet, ein Mädchen wurde Musiklehrerin, ein Junge Sportlehrer und 3 studierten: zwei, um die Industrien des Kibbuz zu fördern, einer um als Oberlehrer in den Aufbauklassen zu arbeiten. Zu kurzfristigen Fortbildungskursen in Landwirtschaft und Betriebskunde wurden auch die Mitarbeitenden der zweiten Generation wechselweise fortgeschickt, obgleich Giwat Brenner mehr als die meisten Kibbuzim unter Mangel an Arbeitskräften leidet und seine ganze Hoffnung auf die heranwachsenden Kinder setzt, die das Werk der Eltern stützen und fortführen werden.

Es ist der Vorzug von Giwat Brenner, wie überhaupt jeder großen, vielgestaltigen Kollektivsiedlung, daß es seinen Kindern die Möglichkeit zu verschiedenartiger Tätigkeit bietet. Die Bindung an den Heimatort wird dadurch gestärkt. So haben bisher nur ganz vereinzelte Kinder von Genossen den Kibbuz verlassen, und es wurde auch angenommen, daß von den 110 etwas Jüngeren, die bereits als Genossen aufgenommen waren, aber ihre auswärtigen Dienstjahre noch nicht beendet hatten, alle oder doch fast alle zurückkehren würden.

Kwuzat Jawne

Kwuzat Jawne, nahe bei Gedera, der erste Kibbuz des Hapoel Hamisrachi im Lande, ist eine Gründung des „Bachad“, einer religiös-zionistischen Jugendorganisation in Deutschland, und seine ersten Genossen kamen ausschließlich aus Deutschland. Seiner Gründung ging die des Hachscharah-Zentrums Rodges bei Fulda in Deutschland voraus. Die ersten Pioniere, die sich 1930 als Kwuza bei Petach Tikwa ansetzten, übertrugen dorthin den Namen „Rodges“. Sie lebten viele Jahre in Zelten, hatten eine viel zu kleine Bodenfläche zur Verfügung, und ernährten sich hauptsächlich durch Außenarbeit, besonders nachdem ihre Gruppe in den ersten Jahren der Naziverfolgung stark gewachsen war.

1941 konnten 80 Genossen und ihre wenigen Kinder auf die guten Böden der heutigen Kwuzat Jawne übergehen, in eine Landschaft mit fruchtbarem, schwerem Boden, reichlichem Wasser und gesundem Klima. In dieser Gegend, wenige Kilometer von dem heutigen Siedlungspunkt entfernt, hatte das historische Jawne gelegen, nach der Zerstörung des Tempels der Sitz des Synhedrions und Zentrum des Talmudstudiums. *Ussischkin*, damals der maßgebende Leiter des Nationalfonds, selbst unreligiös, aber der geschichtlichen Überlieferung verbunden, wünschte auf den dort erworbenen Böden eine Erneuerung der früheren Lebensform: die Verbindung von jüdisch-geistigem Forschen und der, die Lebensgrundlage bildenden, physischen Arbeit.

Kwuzat Jawne ist dieser Überlieferung treu geblieben. Das erste zentrale Gebäude, das dort errichtet wurde, ist eine formschöne Synagoge, während der Speisesaal noch jetzt in einer Baracke recht unvollkommen untergebracht ist. In der arbeitsfreien Zeit herrscht in Kwuzat Jawne starkes geistiges Leben: Jüdisches Lernen, aber auch Studium von Archäologie, Kunstgeschichte, Mathematik, unterstützt durch eine reichhaltige Bibliothek.

Den mehr als 160 Genossen aus Deutschland (von denen im Laufe der Jahre 35–40 wieder ausschieden), schlossen sich andere Einwanderer aus Mittel- und Osteuropa an, vor allem aus Litauen. Heute sind von 210 Genossen noch 125 mitteleuropäischer Herkunft (unter Einrechnung von 16 holländischen und 12 italienischen Einwanderern). Das mitteleuropäische Element ist weiter so vorherrschend, daß von den 12 Ehen, die in der zweiten Generation geschlossen wurden, 8 wieder rein mitteleuropäisch sind.

Der Kibbuz hat eine entwickelte Landwirtschaft: Weinpflanzungen, Obst, Bananen, Gemüse, Baumwolle, Blumen, Getreide (auf 2000 Dunam im nördlichen Negew) und eine hochentwickelte Hühnerzucht mit einer großen, auch nach auswärts liefernden Aufzucht. Daneben stehen kleine industrielle Unternehmungen: eine Bau- und Möbeltischlerei, die – ebenso wie die Garage – vorwiegend mit Arbeiten für den eigenen Betrieb beschäftigt ist, und eine Konservenfabrik, deren Haupterzeugnisse Tomatenmark und Geflügelkonserven sind und die so eine rationelle Auswertung der eigenen landwirtschaftlichen Produktion ermöglicht.

Die zweite Generation

Jawne zählte im Januar 1958 (unter Einrechnung einer ihm zugewiesenen Erziehungsgruppe der Jugendalija) 611 Bewohner; unter ihnen waren rund 200 Kinder von Genossen. Von diesen arbeiteten erst 5 als Mitglieder in der Wirtschaft, 8 waren außerhalb in Berufsvorbereitung: in einer Handwerkslehre oder bei jüdisch-wissenschaftlichen Studien in einer Jeschiwah. Kibbuztöchter, die sich für den Lehrberuf vorbereiten, brauchen den Kibbuz nicht zu

verlassen, weil das Lehrerseminar religiöser Richtung mühelos von Jawne aus zu erreichen ist.

Der Bedarf an Volksschullehrern ist groß, denn im Kibbuz wurde eine zentrale Regierungs-Volksschule religiöser Richtung eingerichtet, die neben den Kindern aus Jawne auch Schüler aus 2 religiösen Dörfern des gleichen Bezirks besuchen.

Bis zu ihrem 14. Jahre bearbeiten die Kibbuzkinder eine gesonderte Kinderwirtschaft. Mit 15 und 16 Jahren leisten sie dann täglich einen zweistündigen Hilfsdienst in der allgemeinen Wirtschaft, und in den obersten zwei Klassen lernen sie halbjährig und arbeiten halbjährig voll mit. Es ist eine Form, die auch andere Kibbuzim wählten, nur daß die Zahl der Unterrichtsstunden in dem religiösen Kibbuz während der Lernsemester bis zu 10 Stunden täglich ansteigt.

Jawne erhält seine eigene Aufbauschule, obwohl im Jahre 1957/58 die 11. Klasse ausfallen mußte und in den 3 übrigen Klassen insgesamt nur 35 Schüler waren. Es wird versucht, drei Ziele zu erreichen: die Erziehung zu religiöser Tendenz und Bildung, die Erziehung zum Humanismus und die Hochbewertung der Landwirtschaft und des Kibbuzlebens. Die geringe Schülerzahl führte dazu, daß hier, entgegen dem Brauch in anderen religiösen Mittelschulen, Jungen und Mädchen zusammen unterrichtet werden – mit bestem Erfolg; denn Mädchen stehen nach den bisherigen Erfahrungen auch in den jüdischen Fächern in keiner Weise den Jungen nach.

Wie der Weg der Jugend weitergeht, ist noch nicht zu übersehen. In den ersten Jahrgängen verließen 4 Töchter den Kibbuz, weil die meisten Mädchen beschlossen hatten, Krankenschwestern zu werden, aber der Kibbuz nur eine von ihnen als Schwester beschäftigen konnte. Diese 4 Ausscheidenden gehörten zu den ersten Kindern, die im Kibbuz geboren wurden und hier wie überall wird gesagt, daß diese ersten Kinder durch den Mangel an gleichaltrigen Gefährten gelitten hatten und darum einen irregulären Weg einschlugen. Von den Jüngeren der zweiten Generation hat eine Tochter in einen religiösen Moschaw geheiratet, blieb also dem Beruf und der geistigen

Richtung treu, und einige Söhne gingen in den jungen Misrachi-Kibbuz „Saad“, setzten also, obwohl sie Jawne verließen, die religiöse Kibbuzbewegung fort.

Bei den Jüngsten ist das Festhalten am Heimatkibbuz zu erwarten, weil inzwischen eine ihnen gleichaltrige Gruppe der Jugendalija dort aufgenommen wurde, so daß sie nicht mehr isoliert sind.

Daß diese Kinder von Jawne von dem gleichen Stolz wie jedes andere Kibbuzkind auf ihre Gemeinschaft und die Kibbuzbewegung als solche erfüllt sind, zeigt sich deutlich bei dem Versuch, Gleichaltrige aus Kwuzat Jawne mit städtischen Kindern der israelischen religiösen Jugendbewegung Bne Akiba in Sommerlagern zusammenzubringen. Die Kibbuzkinder, trainiert im Gruppen- und Landleben, sind nicht nur bei jedem Wettbewerb weitaus überlegen; sie sind stolz auf ihre Lebensform, die ja in allen Jugendbewegungen und von allen Jugendführern den Stadtkindern als das ideale Ziel dargestellt wird.

Hasorea

Von gleich starken geistigen Impulsen, wenn auch einer Geistigkeit ganz anderer Art wie der besprochene Kibbuz des Hapoel Hamisrachi bestimmt und diesem in Größe und wirtschaftlichem Aufbau ähnlich, ist das dem Kibbuz Arzi (Haschomer Hazair) angeschlossene Hasorea, am Rande des Emek Jesreel gelegen.

Auch Hasorea ist eine Gründung von Chaluzim aus Deutschland, einer 1933 eingewanderten Gruppe der „Werkleute“, der sich allmählich Menschen aus anderen Landsmannschaften anschlossen, darunter zwei geschlossene Gruppen: die eine aus Bulgarien, die zweite aus Tripolitanien. Heute sind noch immer 60% aller Genossen mitteleuropäischer Herkunft und Leben und Denken des Kibbuz wird von ihnen bestimmt.

3 Jahre lang saß der allmählich wachsende Kern dieser Gruppe bei Chedera, bis er im Jahre 1936 auf dem Boden im Emek Jesreel angesiedelt wurde. Die Genossen, fast alle noch vor der Auswanderung auf verschiedenen Lehrgütern zur Landwirtschaft vorbereitet

und zum Gemeinschaftsleben entschlossen, waren durch Gedanken Gustav Landauers, A. D. Gordons und Martin Bubers bestimmt. Diese führten sie zum Kibbuz, doch nicht unbedingt zum Haschomer Hazair, und so zögerten sie lange, ob sie sich dem Kibbuz Mëuchad oder dem Haschomer Hazair anschließen sollten. Daß sie sich schließlich – im Jahre 1939 – zu diesem entschlossen, war offenbar durch mehrere Momente bestimmt: ein äußerliches, die Nachbarschaft des Haschomer Hazair-Kibbuz Mischmar Haemek, weiter durch die Neigung zum „kleinen“ Kibbuz mit strenger Selektion neu eingefügter Genossen und durch die ideologische Überzeugung, die sie schließlich zum Haschomer Hazair führte. Hasorea hat auch heute nicht mehr als 250 Genossen und eine Bewohnerzahl von ca. 500 Menschen.

Hasorea ist ein fast ausschließlich landwirtschaftlicher Kibbuz. Seine Hauptwirtschaftszweige sind Obstpflanzungen, für die das Bergland an den Ausläufern des Karmel besonders geeignet ist, Blumenzucht, Hühnerzucht, Getreidebau und Karpfenzucht in großen, künstlich angelegten Fischteichen. Sein einziger Industriebetrieb ist eine Möbeltischlerei, die für den Kibbuz selbst und auf Bestellung Kleinmöbel herstellt.

Als ein von Chaluzim aus Deutschland aufgebauter und noch heute bestimmter Kibbuz entwickelte sich Hasorea vorsichtiger als die meisten Kollektivsiedlungen des Landes. Erst jetzt ist dort ein großer Speise- und Versammlungssaal erbaut worden, dessen Finanzierung durch die persönlichen Entschädigungen der Genossen aus Deutschland möglich wurde. So wurden hier auch erst vor ganz kurzem für älteste und verdiente Genossen neue Wohnhäuser errichtet: anderthalb Zimmerwohnungen, also ohne Schlafräum für die Kinder, auf deren Gemeinschaftserziehung man im Haschomer Hazair unbedingter als in anderen Kibbuzbewegungen besteht. Da die Wohnhäuser von Hasorea auf felsigem Boden stehen, wird die in allen Kibbuzim übliche Anlage gemeinsamer Gartenflächen und der Hausgärten hier zu einer Landschaftsgärtnerei, die Sprengung von Felsen, vorsichtige Führung von Pfaden, Zufuhr von Rasenerde,

Schonung von Wildpflanzen und Pflanzung neuer Zwiebelgewächse verlangt. Sie wird von einem der Genossen mit sparsamen Mitteln und großer Kunst ausgeführt.

Es ist für die geistige Richtung Hasoreas kennzeichnend, daß dieser Genosse, einer der ersten, die aus Deutschland einwanderten, zugleich die Verantwortung für das Kulturzentrum hat, das aus einer Stiftung *Wilfried Israels* erbaut und nach ihm benannt wurde – ein kleines Museum mit Wanderausstellungen und einer Sammlung kunstgewerblicher und künstlerischer Kleinarbeiten früherer Jahrhunderte, von Wilfried Israel begonnen und vom Kibbuz fortgesetzt. Es ist ebenso kennzeichnend, daß die Frau dieses Genossen, die vor der Auswanderung mit einer akademischen Bibliothekar-Ausbildung begonnen hatte, dann im Kibbuz 10 Jahre lang seine Pflanzungen leitete und jetzt nach Absolvierung eines Kibbuz-Schneiderkurses verantwortlich in der Schneiderei arbeitet, zugleich die Bibliothek von Hasorea verwaltet, die 8000 Bände in hebräischer, englischer und deutscher Sprache umfaßt.

Die zweite Generation

Hasorea hat rund 230 Kinder. Von ihnen waren Anfang 1958 erst 3 voll erwachsen: Töchter, die ihre jungen Männer von außen mit in den Kibbuz zogen. 30 junge Genossen waren beim Militärdienst. Von den vom Militär Zurückkehrenden sind einige dafür bestimmt, das Lehrerseminar „Oranim“ bei Kirjat Amal zu besuchen. Es ist eine ausgezeichnete Lehranstalt mit 430 Schülern, darunter Schüler des Musik- und Zeichenseminars der Kibbuzim, Schüler von hochschulartigen Kursen für Lehrer in Aufbauklassen und Lehrer in „Auffrischkursen“. Das Seminar wird von einem der Genossen aus Hasorea geleitet.

Etwa 140 unter den Kindern des Kibbuz waren noch unter 12 Jahren. 60 waren zwischen 12 und 18 Jahren. Da die nötige Kinderzahl für die einzelnen Gruppen und Klassen fehlte, wurden diese 60 in dem nahen Mischmar Haemek miterzogen. Nur Arbeitsdienst und Arbeitsschulung erfolgen in Hasorea selbst.

Netzer-Sereni

Im Sommer 1952 verließ, wie bereits geschildert (siehe S. 120), eine Gruppe von etwa 100 Genossen den Kibbuz Giwat Brenner. Keiner von ihnen hatte weniger als 17 Jahre in dem heimatlichen Kibbuz gelebt, und einige hatten große Verdienste um seine Entwicklung. Es war für Giwat Brenner ein schwerer Verlust.

Diese Abtrennung war durch politische Gegensätze bestimmt, den Übergang vom Kibbuz Mëuchad zum Ichud Hakwuzoth w'Hakibbuzim, aber offenbar ebenso durch seelische Momente. Eines der Hauptmotive, das viele Genossen und besonders die Frauen unter ihnen zum Auszug veranlaßte, war der Drang nach geschlossenerem Familienleben. Die neuen Wohnhäuser wurden so gebaut, daß Kinder bei den Eltern schlafen.

„Wie empfinden Sie die Folgen dieser Änderung?“ fragte ich einen der Genossen, einen leitenden Pädagogen. Er antwortete: „Wir fühlen größere innere Ruhe bei den Kindern und ihren Müttern. Und dies ist viel, gerade im Kibbuz, wo dies enge Zusammenleben mit einer so großen Zahl von Menschen den einzelnen nur schwer zur Ruhe kommen läßt.“

Auch war für die Übersiedlung der Gruppe aus Giwat Brenner nach Netzer-Sereni der Wunsch maßgebend, das Leben intimer zu gestalten, den kleinen Kibbuz an die Stelle des großen zu setzen. Die Zahl der Ausscheidenden war zu gering, als daß für sie – wie sie es vielleicht wünschten – eine eigene Kibbuzbildung in Frage kam. So erfolgte ein Zusammenschluß mit dem einige Jahre zuvor eingewanderten Kollektiv der „Buchenwalder“, jüngeren Menschen, deutschen und nach Deutschland verschleppten polnischen Juden, die sich im Konzentrationslager Buchenwald zusammengefunden und das Leben im Kollektiv beschlossen hatten.

Von den Genossen, die Giwat Brenner verließen, waren die weit- aus meisten mit der fünften Alija aus Deutschland gekommen. Mit ihnen zusammen gingen einige Genossen litauischer und italienischer Herkunft. Der neue Ort, der in der Nähe von Beer Jaakow entstand,

wurde Netzer-Sereni genannt, und hält so, ebenso wie das Kulturzentrum von Giwat Brenner, den Namen *Enzo Serenis*, fest.

Wirtschaft und Gemeinschaft: Erste und zweite Generation

In seiner Wirtschaft wurde Netzer-Sereni nach dem Muster Giwat Brenners aufgebaut. Es verbindet mit intensiver Landwirtschaft, deren Hauptzweige Citrus- und Obstpflanzungen sind, Industrie: eine große Lohnschluderei, in der auch fremde Arbeiter beschäftigt werden, und eine fast ausschließlich von Genossen betriebene große Schlosserei. Die Zusammensetzung der Gemeinschaft ist heute so, daß ca. 60% mitteleuropäischer Herkunft sind. Aber dieser Kreis ist in Ausbildung, Erlebnissen und vor allem im Alter uneinheitlich.

Das gleiche gilt für die zweite Generation. Die weitaus meisten der etwa 120 Kinder, die ihre erste Kindheit in Giwat Brenner verlebten, sind heute „Jugendliche“ oder schon junge Genossen. Zwei arbeiteten Anfang 1958 bereits in der Wirtschaft mit, unter ihnen einer als Leiter der Kuhwirtschaft – ein sehr begabter junger Mensch, den der Kibbuz studieren lassen wollte, und der dies ablehnte, weil er die Landwirtschaft nicht verlassen will. Vier vom Militärdienst entlassene Töchter waren zur Ausbildung als Kindergärtnerinnen oder Lehrerinnen im Seminar, andere noch im Militärdienst oder im Jahre des öffentlichen Dienstes, die übrigen in den Aufbauklassen.

In den ersten Jahren nach der Spaltung führte der Kibbuz selbst den Unterricht seiner Jugendlichen vollständig durch, obgleich die Schülerzahl in den Aufbauklassen, die noch in einigen Unterrichtsstunden nach der humanistischen und realen Richtung geteilt wurden, minimal war. Netzer-Sereni nahm die dadurch entstehende große Belastung auf sich, weil es der Erschütterung, die die Ablösung von Giwat Brenner und von der vertrauten Kindergemeinschaft bedeutete, nicht die weitere des abgebrochenen Unterrichts hinzufügen wollte.

Erst als eine gewisse Konsolidierung eingetreten war, entschloß man sich, die Sechzehn- und Siebzehnjährigen zur Miterziehung

in einen anderen Kibbuz der gleichen Richtung zu schicken. Die Schüler der unteren Aufbauklassen werden weiter in Netzer-Sereni selbst erzogen – in der Art, die überhaupt für die Kibbuzschulen charakteristisch ist und die, entsprechend den verfügbaren Lehrkräften mit mehr oder weniger Erfolg durchgeführt wird: Charakterformung, Entwicklung und Steigerung der geistigen Kräfte, nicht Aufspeicherung eines nur für die Abschlußprüfung notwendigen Wissensstoffes.

Die Aufteilung zwischen Arbeit und Unterricht ist hier so, daß die Jugendlichen an 5 Tagen der Woche je 3 Stunden täglich in der Wirtschaft arbeiten, und auch die Kleineren anderthalb Stunden im Dienst der Allgemeinheit und nicht, wie vielerorts, in einer eigenen Kinderwirtschaft.

Es ist zu früh, über die zweite Generation von Netzer-Sereni etwas Eindeutiges auszusagen. Aber nach dem Beobachteten haben die Genossen die Hoffnung, daß ihre Kinder die von den Eltern genommene Richtung fortsetzen werden.

Fast alle Kinder der „Buchenwalder“ sind erst im Lande geboren. Wenige sind älter als 10 Jahre. Die Volksschule von Netzer-Sereni hat 200 Schüler; neben den eigenen Kindern lernen dort etwa 60 Kinder aus Nachbarorten, die zum Vormittagsunterricht in die Kibbuzschule kommen.

Zum Abschluß

Wir sind am Ende unserer Studie. Über eine an Zahl und Wesenheit bedeutende Gruppe mitteleuropäischer Siedler der zweiten Generation konnten wir hier nicht sprechen: Die Kinder der in den dreißiger Jahren eingewanderten bürgerlichen Familien, oft Akademikern, bei denen die Eltern in Palästina städtische Berufe ergriffen, die sich selbst aber später zu landwirtschaftlichen Berufen entschlossen. Es ist Sache einer besonderen Arbeit, zu beschreiben, wie diese Gruppe sich zusammensetzt, welche Einflüsse die einzelnen bei ihrem Entschluß bestimmen, ob sie daran festhalten, und wie sie sich bewähren.

In der hier vorliegenden Untersuchung schrieben wir nur über die mitteleuropäischen Familien, in denen Menschen der ersten Generation Landwirte in Israel wurden. Dabei untersuchten wir die verschiedenen Formen ihrer Ansiedlung und versuchten, Antwort auf die Frage zu geben, ob die zweite Generation gewillt ist, ihren Eltern nachzufolgen.

Persönliche und nationale Wünsche und Bedürfnisse weisen in die gleiche Richtung. Das nationale Ziel heißt: Verwurzelung jüdischer Menschen im Boden Israels. Das persönliche heißt: Sicherung des Besitzes – auch wenn dieser ein Kollektivbesitz ist –, Weiterbau, Bestätigung des Entschlusses der ersten in der Folge der Geschlechter.

Diesen Trieb zur Erhaltung, der dem Menschen angeboren ist wie der Trieb zum Leben, und der manchen Siedlerfamilien, die ohne Nachfolger bleiben, alles, was sie taten und litten, sinnlos erscheinen läßt, gälte es zu modifizieren. Der Entschluß jüdischer Stadtmenschen zu siedeln, ist ein Wert an sich, Ausdruck einer persönlichen Haltung, die die Siedlerschaft, welche Form der Siedlung sie auch wählte, in die Reihe der Besten unseres Volkes rückt.

Doch in hohem Maße erfüllt sich nach dem bisher zu Beobachtenden auch der Urwunsch der Familie nach Nachfolge. In keinem Lande werden sämtliche Landwirtskinder wieder Landwirte. Die Grenze ist durch den Bodenbesitz gesetzt und durch die Verschiedenheit menschlicher Anlagen und Erlebnisse. Aber innerhalb der von der Natur gesetzten Grenzen ist die Berufstreue und Anhänglichkeit der zweiten Generation mitteleuropäischer Siedlerfamilien an den von den Eltern gewählten Beruf, und meist auch an den von diesen erbauten oder erwählten Ort, über Erwarten groß.

Dabei weicht die Tendenz dieser Jugend bei Aufbau und Führung der Wirtschaft vielfach von derjenigen der Eltern ab. Dies gilt besonders für die Dörfer mit kleinen Privatwirtschaften. Die Tendenz der Jugend geht zu großflächigem Anbau, zur Benutzung von Maschinen, zur Rationalisierung der Arbeit. Es bleibt abzuwarten, wie sich dies weiter auswirkt, und inwieweit der kleine Familienbesitz, der für die Umschichtler berechnet und ihren Kräften ge-

mäß war, vor der Tendenz der Jugend besteht. Uns scheint, daß für die Zukunft nicht die Erhaltung des Kleinbesitzes, sondern die landwirtschaftliche Arbeit an sich das Bedeutsame ist.

Unberührt wird, wie immer die Dörfer sich wandeln sollten, der kooperative Zusammenschluß der Siedler bleiben. In dem Aufbau des Kooperativwesens liegt das größte Verdienst der Organisatoren des Siedlungswerkes; aus ihm fließt die Kraft, die den einzelnen in allen wirtschaftlichen Schwankungen hält und jeder Gefährdung seines Willens zum Ausdauern entgegenwirkt.

Es ist möglich, daß die Landwirtschaft nach der Zeit der Prosperität, die sie im Weltkrieg und in dem ersten Jahrzehnt des Staates Israel durchlebte, wieder in eine wirtschaftlich ungünstigere Periode eintritt. Und es ist anzunehmen, daß sich ein solcher Rückschlag auch auf die Berufsentscheidung der zweiten Generation auswirken wird. Aber nach allem bisher Beobachteten glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Besten dieser Jugend auf eine solche Situation mit gesteigerten Bemühungen und mit der Weiterentwicklung der Methoden landwirtschaftlicher Betriebsführung antworten werden, nicht mit einer Landflucht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kinder aus mitteleuropäischen Familien dann für das Volk ähnliches bedeuten werden, wie die jungen aus Rußland stammenden Intellektuellen in der Anfangsperiode des zionistischen Aufbaus.

Nur *eine* Gefahr droht dem Siedlerwerk: das ist die Änderung der zionistischen Grundeinstellung, daß Landwirtschaft die Grundlage für ein erneuertes jüdisches Volk in Israel ist. Wenn diese Anschauung, die Volk und Land bisher bestimmten und zur Gesundheit führten, ins Schwanken käme, dann könnte es geschehen, daß die zweite oder dritte Generation den Boden verläßt. Denn bei allem „Rationalismus“, den man oft bei den Menschen dieser zweiten Generation festzustellen glaubt, ist auch für sie das Bewußtsein der Leistung für ihr Land das Entscheidende. Wenn sie wissen, daß sie als Siedler die tragende Schicht des Volksganzen sind, werden sie an dem Berufe festhalten, den ihre Eltern und den sie selbst nach ihnen wählten.

WORT- UND BEGRIFFSERKLÄRUNGEN

- Agra*: Von der Abteilung für Mittelstands-Kolonisation der Jewish Agency organisierte landwirtschaftliche Kooperative in Dörfern ohne eigenes Kooperativwesen.
- Agudat Jisrael*: wörtlich Vereinigung Israels. – Extrem religiös-orthodoxe Partei.
- Alija*: wörtlich Aufstieg. – *Terminus* für die Einwanderung von Juden nach Erez Israel. – Die zionistische Einwanderung vollzog sich in einzelnen Wellen, die in ihrer Aufeinanderfolge gezählt werden. Als *Erste Alija* gilt die Einwanderung zwischen 1882 und 1904, als *Zweite Alija* die von 1904 bis 1914, als *Dritte Alija* die nach Beendigung des ersten Weltkrieges einsetzende Einwanderungswelle von 1919 bis 1923, als *Vierte* die von 1924 bis 1928, als *Fünfte Alija* die von 1932 bis 1940. Mit ihr kam die Mehrzahl der mitteleuropäischen Einwanderer.
- Arlosoroff, Viktor Chaim*: (1899–1933) Führende Persönlichkeit des Hapoel Ha-zair und der zionistischen Bewegung. Mitglied der Zionistischen Exekutive seit 1931. Ermordet in Tel Aviv 1933.
- Bachad*: Abkürzung von Brit Chaluzim Datiim = Bund religiöser Pioniere. Chaluzische Jugendorganisation des Misrachi in Deutschland.
- Brit-Haolim*: wörtlich Bund der Aufsteigenden bzw. der Einwanderer. – Zionistisch-sozialistische Jugendorganisation in Deutschland.
- Chaluz* (Mehrzahl Chaluzim): Pionier, der sich, meist nach Vorbereitung im „Hechaluz“ (s. u.), dem zionistischen Kolonisationswerk in physischer Arbeit widmete.
- Chaluzisch*: Von „Chaluz“ abgeleitetes Adjektiv.
- Chawer* (weibl. Chawera): Genosse, vor allem angewandt für die Mitglieder von Kibbuzim und anderen Arbeiter-Organisationen.
- Cherut*: wörtlich Freiheit. – Politische Partei Israels, entstanden aus dem Irgun Zewajj Leumi, der radikalen Untergrund-Kampforganisation in der Mandatszeit.
- Chewremann* (Slang): Immer hilfsbereiter, tüchtiger, guter Kerl.
- Deutsche Abteilung*: Bezeichnung für das „Central-Bureau for the Settlement of German Jews“ bei der Jewish Agency.
- Dunam*: Flächenmaß: 1000 m².
- Emica*: Siedlungsgesellschaft. – Name gebildet aus Zusammenziehung von „Emergency Fonds“ und ICA. Der Emergency Fonds wurde nach den Unruhen von 1929 in Palästina begründet. ICA (Jewish Colonization Association), ist ein 1891 von Baron Moritz von Hirsch ins Leben gerufener Siedlungsfonds, der zunächst Juden in Argentinien ansiedelte.

- Gordon, Aaron David* (1856–1922): Mitbegründer der zionistischen Arbeiterbewegung, Vertreter eines humanistischen Volksideals und eines religiös orientierten Sozialismus. Lebte und starb in der ältesten Kvuza, Degania.
- Habonim*: wörtlich Die Bauleute. – Zionistische Jugendbewegung, die in Deutschland im Jahre 1933 gegründet wurde und ihre Mitglieder für konstruktive Arbeit in Palästina erzog.
- Hachschara*: wörtlich Vorbereitung. – Vor allem als Terminus für landwirtschaftliche Schulung vor der Ansiedlung.
- Hagana*: wörtlich Abwehr. – Der gegen arabische Überfälle aufgebaute Selbstschutz, den die palästinensische Judenheit während der Jahre des englischen Mandats illegal bildete.
- Hamaschbir*: zentrale Einkaufsorganisation der Kooperativen der jüdischen Arbeiterschaft Erez Israels.
- Hapoel Hamisrachi*: wörtlich Der Misrachi-Arbeiter. – Religiöse Arbeiterpartei in Israel.
- Hapoel Hazair*: wörtlich Der junge Arbeiter. – Zionistische Arbeiter-Partei in Palästina, begründet 1905, später in der Mapai aufgegangen.
- Hechaluz*: wörtlich Der Pionier. – Zionistische Jugendbewegung, begründet 1918 in Rußland mit dem Ziel, junge Juden zu körperlicher, vor allem zu landwirtschaftlicher Arbeit in Palästina zu erziehen.
- Histadrut*: Histadrut Haklalit schel Haowdim Haiwrim be' Erez Israel. – Allgemeine Jüdische Arbeiter-Organisation in Erez Israel. Die den größten Teil der israelischen arbeitenden Bevölkerung umfassende gewerkschaftliche Organisation.
- Hitachduth Olej Germania*: abgekürzt HOG. – Landsmannschaftliche Selbsthilfeorganisation der Juden aus Deutschland, begründet 1932. Heute: Irgun Olej Merkas Europa.
- Ichud Hakwuzot w' Hakibbuzim*: wörtlich Vereinigung der Kwuzot und der Kibbuzim. – Umfaßt insbesondere kleinere Kibbuzim, unter denen Anhänger der Mapai vorherrschen.
- Israel, Wilfried*: (1899–1943) Sohn von Berthold Israel (Berlin). Mitinhaber der Firma N. Israel, aktiv in der jüdischen Wohlfahrtsarbeit in Deutschland, nach 1933 von London aus mit der Rettungsarbeit für das europäische Judentum verbunden. Ein Freund des Kreises der „Werkleute“. Fand den Tod während einer Rettungs-Mission beim Abschluß eines Flugzeuges durch die Deutschen.
- Jecke*: Bezeichnung für deutsche Juden, entstanden in der Zeit der Aufklärung in Deutschland für deutsch-assimilierte Juden, die nicht, wie die Juden aus Osteuropa, im Kaftan, sondern in kurzen Jacketts gingen. (Ironisierende Deutung des Wortes aus dem Hebräischen.)
- Jewish Agency for Palestine*: Die 1922 begründete, durch das Palästina-Mandat international anerkannte jüdische Körperschaft, die für die mit der Schaffung eines jüdischen Nationalheimes in Palästina zusammenhängenden Fragen zuständig war. Nach Schaffung des Staates Israel sind die wesentlichsten Funk-

tionen der Jewish Agency: Vorbereitung und organisatorische Durchführung der Einwanderung von Juden aus den Ländern der Zerstreuung, erste Sorge um die Einfügung der Einwanderer in Israel, Durchführung der neuen wirtschaftlichen Ansiedlung, jüdisch-hebräische Erziehung in der Galuth.

Jischuw: wörtlich Das Ansässige. – Jüdische Bevölkerung Erez Israels.

Jung-Jüdischer Wanderbund: ursprünglich unpolitische, später zionistische Jugendbewegung in Deutschland.

Keren Hajessod: wörtlich Grundfonds. – Zentraler Fonds zur Durchführung der Aufgaben der Jewish Agency, konstituiert 1921.

Keren Kajemeth LejIsrael: abgekürzt KKL, im Deutschen meist genannt „Jüdischer Nationalfonds“. Wörtlich „Beständiger Fonds Israels“ – Finanzinstrument der Zionistischen Organisation, geschaffen aus Spenden des jüdischen Volkes, zum Zwecke des Erwerbs palästinensischen Bodens als jüdisch-nationaler Besitz, der Siedlern und Siedlergruppen in Erbpacht übergeben wird. Begründet 1901.

Kibbuz – *Kwuzza*: Beide Ausdrücke im allgemeinen unterschiedslos gebraucht. Leben und Arbeit umfassende Kollektive, vorwiegend Kollektivsiedlungen. Erste Kwuzza: Degania Aleph, gegründet 1909.

Kibbuznik: Slang – Ausdruck für Genosse eines Kibbuz.

Kibbuz Mëuchad: (wörtlich Vereinigter Kibbuz). – Umfaßt große Kibbuzim, deren Mitglieder vor allem der linkssozialistischen Partei „Achduth Awoda“ („Einheit der Arbeit“), zum Teil der „Mifleget Poalej Israel“ (Mapai = Israelische Arbeiter-Partei) angehören.

Kibbuz Arzi: wörtlich Landeskibbuz. – Organisation der Kibbuzim des „Hashomer Hazair“, („Der junge Wächter“ – zionistisch-sozialistische Jugendbewegung Osteuropas, später politische Bewegung in Palästina) verbunden mit der „Mapam“ (Mifleget Hapoalim Hameuchedet = Vereinigte Arbeiterpartei).

Lul: Hühnerstall

Maabara: Übergangslager (Wohnlager für Neueinwanderer).

Maapilim: wörtlich „Kühne“. In den Jahren des zweiten Weltkrieges ohne Zertifikat der Mandatsregierung eingewanderte Juden.

Merchawia: Kibbuz im Emek Jesreel, Zentrale der Haschomer Hazair-Bewegung.

Meschek: wörtlich Wirtschaft. – Landwirtschaftlicher Betrieb.

Misrachi: Abkürzung aus „Merkas Ruchani“ = geistiges Zentrum. Religiös-zionistische Partei.

Moezah: Rat, leitender Ausschuß.

Moschawa (Mehrzahl *Moschawoth*): Dorf mit privaten, in Größe und Aufbau ungleichen Siedlerstellen auf Privatboden.

Moschaw Owdim (Mehrzahl *Moschwej Owdim*): Arbeiterdorf mit individuell betriebenen Siedlerstellen auf gleich großen Flächen nationalen Bodens, verbunden durch ein starkes Kooperativwesen.

Moschaw Schitufi: Kollektivwirtschaft ähnlich dem Kibbuz, aber bei Wahrung der privaten Hauswirtschaft.

- Nachal*: Abkürzung, wörtlich Kämpfende Pionier-Jugend. – Gruppen Jugendlicher, die ihrer Militärpflicht vorwiegend durch landwirtschaftliche Arbeit in Kibbuzim an Israels Grenzen genügen.
- Negew*: wörtlich Süden. – Südlichster Landesteil Israels.
- Ole* (Mehrzahl Olim): wörtlich Aufsteigende. – Einwanderer in Erez Israel.
- Owed Zioni*: wörtlich Zionistischer Arbeiter. – Arbeiter-Organisation der Progressiven Partei.
- Palmach*: Kommando-Truppen der Hagana, begründet 1941.
- Pardess*: Citruspflanzung. – Davon abgeleitet: *Pardessan*: Besitzer einer Citruspflanzung. – *Pardessanut*: Der Zweig der Landwirtschaft, der sich mit Citruspflanzungen beschäftigt.
- Pardesskrise*: Krise im Export von Citrusfrüchten, beginnend 1935 mit dem abessinischen Krieg, dauerte bis zum Ende des zweiten Weltkrieges.
- PICA*: Abkürzung von *Palestine Jewish Colonization Association* – Gesellschaft zum Zwecke der Ansiedlung von Juden in Palästina, begründet 1924 durch Baron Edmund de Rothschild.
- P. L. D. C.*: Abkürzung von *Palestine Land Development Company*, begründet 1908, gleichzeitig mit dem Dr. Arthur Ruppin unterstellten „Palästina Amt“ in Jaffa, durch die Zionistische Organisation, um neu erworbene Böden für die Ansiedlung vorzubereiten. – Jetzt *Israel Land Development Company*.
- RASSCO*: *Rural and Suburban Settlement Company*, die 1934 von der Deutschen Abteilung gegründete Gesellschaft für Mittelstandskolonisation.
- Schikun*: Wohnviertel.
- Sochnuth*: wörtlich Agentur – vollständig: *Hasochnut Hajehudit le Erez Israel* – Hebräischer Name der *Jewish Agency for Palestine*.
- Tenne*: Zentrale Absatzorganisation der mittelständischen Siedlungen.
- Tnuvah*: Zentrale Absatzorganisation der Arbeitersiedlungen.
- Tnuath Hamoschawim*: Organisatorische Zusammenfassung der Moschwej Owdim und der ebenso aufgebauten Einwandererdörfer.
- Ulpan*: wörtlich Lehrzentrum. – Intensivkurse, z. T. Ganztagskurse mit Internat, zur Einführung von Einwanderern in das Hebräische.
- Ussischkein, Mendel Menachem* (1863–1941): Führende Persönlichkeit des russischen Zionismus. Präsident des *Keren Kajemet Le Israel* in Jerusalem von 1923–1941.
- Werkleute*: Jüdische Jugendbewegung in Deutschland, 1932 aus dem Jugendbund „Kameraden“ hervorgegangen, die ihre Mitglieder für Palästina, zur Landwirtschaft und zum Kibbuz erzog.
- WIZO*: *Women's International Zionist Organization*, begründet 1920 in London, umfaßt jetzt 220 000 Mitglieder in 48 Ländern. Erfüllt in Israel soziale, berufserzieherische und kulturelle Aufgaben, dient im Ausland der zionistischen Erziehung jüdischer Frauen.
- Zabre*: Mehrzahl *Zabres* – Slang – Ausdruck für die im Lande aufgewachsene israelische Jugend. „Zabar“ ist die äußerlich stachelige, innen wohlschmeckende Kaktusfrucht.